Camilla.

Camilla.

Eine römische Novelle

von

Robert Schweichel.

Berlin 1886.

Verlag von Otto Janke.



I.

Die trauernde Roma.

Die Kunstausstellung an der Piazza del Popolo war eröffnet. Wegen des nahen Osterfestes war Rom bereits von Fremden sehr belebt, und man hörte deshalb in den Sälen alle Sprachen der „Barbaren“ durcheinander schwirren. Wer nicht wegen der Gesellschaft, sondern um der Bilder willen gekommen war, dem mußte es auffallen, daß das historische Gemälde in der Ausstellung ganz unvertreten war, es sei denn, daß man ein Bacchanal Neros in seinem goldenen Hause als ein solches gelten ließ. Veduten, Stillleben, Heiligenbilder, Landschaften, Genrebilder gab es die Fülle. Die jüngste Vergangenheit Italiens hätte die Künstler wohl veranlassen sollen, einen höheren Flug zu wagen, hatten doch Magenta, Solferino, Marsala jene bitteren Verse Leopardis ausgelöscht:

„Die Todten mußt du ehren,
Italien; denn Heroen, ach, erblühen
Nicht mehr in deines Volkes ödem Leben;
Zwar Lorbeer giebt's, doch keine Heldenstirnen!"

Noch waren Rom und Italien freilich getrennte Begriffe. Noch führte der heilige Vater nicht nur die Schlüssel, sondern auch das Schwert Petri, und Miethlinge, Abenteurer und Fanatiker aus allen Ländern der Welt, durch die französischen Bajonette in Civita vecchia unterstützt, hielten die stolze Roma in murrender Unterwürfigkeit. Wie lange noch? Zu dieser stummen Frage wurde mancher Beschauer durch ein Gemälde veranlaßt, welches der Katalog als „Corinna" bezeichnete. Die berühmte Improvisatrice ruhte auf den Marmortrümmern eines antiken Grabes, und um sie her breitete sich braun und öde die Campagna aus. Am Horizonte erhob sich in der schon abendlich gefärbten Luft die Kuppel von St. Peter, auf deren Kreuz der sterbende Tag noch einen letzten Kuß hauchte. Ein weißes, antikisirendes Gewand, das die vollgerundeten Arme unverhüllt ließ, umfloß Corinna's edle Gestalt in

weichen Falten. Ein gelber Mantel war von den breiten Schultern zum Theil herabgesunken, und schwer ruhte die Flechte des bläulich schwarzen Haares auf dem römischen Nacken. Der Lorbeer des Kapitols beschattete die kräftige, stolze Stirn. Mit dem Ausdrucke tiefer Trauer blickten die dunkeln, lichtvollen Augen in die einsame Haide hinaus, und unbeachtet war ihrer lässigen Hand die Leyer entglitten; sie lag am Boden, und ihre Saiten waren gesprungen. Es mochten erst wenige Stunden vergangen sein, seitdem Corinna unter dem tausendstimmigen Jubel des römischen Volkes auf dem Kapitol die Dichterkrone empfangen hatte: galt ihre Trauer in dem erhabenen Schweigen der Oede um sie her der Flüchtigkeit des Glückes, der Leere nach dem Rausche des höchsten Triumphes? Nein, um die Granatblüthe des reizend geschwungenen Mundes schwebte ein trauernd Sehnen, das kein Lorbeer stillt.

Es wurde bald schwer zu dem Bilde zu gelangen, und namentlich die Römer drängten sich zu

ihm und konnten sich von ihm nicht trennen. Sie glaubten unter der Maske der Corinna und in den Farben ihrer Gewänder die trauernde Roma zu erkennen, und ihre Sehnsucht bedurfte für sie keiner weiteren Erklärung. Durch ausdrucksvolle Blicke verständigten sie sich über die Bedeutung des Gemäldes, Mißtrauen hielt ihre Zungen gefesselt; denn selbst in dieser ausgewählten Gesellschaft fehlte es schwerlich an Spionen.

Gleichviel jedoch, ob das Bild Corinna oder die trauernde Roma darstellte, Alle empfanden den Zauber der antik-römischen Schönheit dieser wahrhaft königlichen Gestalt. Vilfredo Rosati wurde von dieser Zaubermacht immer wieder zu dem Gemälde zurückgezogen; kein anderes Kunstwerk vermochte seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Selbst das Knistern und Rascheln der Roben, das Wispern, Zischeln und Flüstern der schönen Damen um ihn her blieb wirkungslos auf ihn trotz seiner Jugend. Das Feuer seiner schwarzen Augen galt nur dem Bilde. Er hatte eine stolze Haltung und ein vor-

nehmes Gesicht, dessen Frische von der Malaria der Gesellschaft noch nicht angekränkelt war. Das Bild hatte inzwischen seine Gedanken aus dem Raume und der Umgebung, in der er sich befand, weit hinweg geführt, und er war daher nicht eben angenehm überrascht, als sich jetzt eine Hand vertraulich unter seinen Arm schob.

„Ah, Emilio, Du bist es," sagte er gedehnt. „Ich wußte nicht, daß Du hier wärest."

„Natürlich nicht, denn Du hattest ja nur Augen für die Leinewand Antonio Spinola's," spöttelte dieser, ein junger Elegant von dem gleißenden pariser Hute modernster Façon bis zu den Finger- und Fußspitzen, mit künstlich gekräuseltem Haar und zierlich gespitztem Lippenbärtchen. Er mochte ein paar Jahr älter als Wilfredo Rosati sein, und der bläuliche Schatten unter seinen kühlen, moquanten Augen rührte schwerlich von nächtlichen Studien her.

„Ich war in Deinem Hotel, um Dich abzuholen," fuhr Emilio Morosini fort, „aber Du warst schon ausgeflogen, schon seit ein paar Stunden,

sagte man mir. Hast Du Dich satt gesehen an der gemalten Römerin? Bon, dann laß uns dejeuniren."

Vilfredo Rosati zögerte auf den Vorschlag einzugehen.

„Aufrichtig gestanden, ich beabsichtigte nach der Villa Pamfili hinauszufahren," sagte er dann. „Der Tag ist so schön, und als Reisender muß man seine Zeit auskaufen."

„Aber ich bitte Dich, cher ami, um diese Tageszeit?" rief Emilio Morosini mit einer Geberde des Entsetzens. „Wir finden ja jetzt keine menschliche Seele dort."

„Um so besser, dann habe ich den Garten ganz für mich," entgegnete Vilfredo, hoffend, der Begleitung des jungen Lebemannes überhoben zu sein. Aber Morosini sagte:

„Pardon, mein Theuerster, daß ich meine Pflicht als Wirth vergaß. C'est extrêmement ridicule, aber fahren wir! Man wird mich freilich auslachen, Dich um diese Stunde dorthin geführt zu haben,

aber fahren wir! Glücklicherweise habe ich meinen Wagen noch nicht fortgeschickt."

Familienbeziehungen, die er zu schonen hatte, erlaubten Vilfredo nicht, so entschieden zu protestiren, als er gern gemocht hätte. Er fügte sich daher. Die beiden jungen Leute waren Vettern.

Ein elegantes Cabriolet, das vor dem Hause hielt, nahm sie auf und führte sie den Corso hinunter bis zur Piazza Colonna, wo es rechts in das Gewirr von Straßen und Sträßchen einlenkte, das bis zum Tiber sich erstreckt. Vilfredo Rosati, der erst seit kurzer Zeit in Rom war, beobachtete das Leben und Treiben auf ihrem Wege mit großer Aufmerksamkeit. Ueberall traf sein Auge auf Geistliche und Mönche und Soldaten allerlei Waffengattungen der päpstlichen Armee, unter denen die Zuaven durch ihre kleidsame Uniform und die Carabinieri und Gensdarmen durch ihre kräftigen Gestalten sich auszeichneten, während der französische Abhub, der in der Legion von Antibes zusammenfloß, einen Salvator Rosa hätte entzücken können.

„Was meinst Du, ob Roma unter diesem Schutze von Kutte und Uniform vor Euern Annektionsgelüsten nicht sicher ist?“ scherzte Emilio.

„Mich läßt diese Verschwisterung wenigstens begreifen, warum der Maler seine Roma mit so schmerzlich sehnsüchtiger Miene in die Ferne schauen läßt. Kennst Du den Maler?“ fragte Vilfredo.

„Antonio Spinola? Nur vom Hörensagen. Man begegnet ihm nicht in der Welt. Kein Stern, wird aber jetzt wohl einer werden. Wir sind so begierig nach Sternen. Mon Dieu, es ist langweilig, immer zu den alten Sternen aufzuschauen. Ein neues Spielzeug thut unserer Gesellschaft noth. Dieser Antonio Spinola malte bisher nichts als Volksscenen in schmutzigen Osterien, Hirten und Banditen bei einsamen Ruinen, aber mit Verve, mit Saft und Kraft, das muß man ihm lassen.“

„Aber dort kann er unmöglich das Modell zu seiner Corinna aufgefunden haben.“

„Ah, Du zerbrichst Dir den Kopf über das Modell?“ spöttelte Emilio mit einem Tone, der dem

Andern das Blut stärker in die Wangen trieb. „Auch meinen Bekannten ist die Schönheit fremd. Eh bien, nous verrons!“

Er hatte die Angewohnheit, sein Italienisch mit französischen Worten zu durchflechten, obgleich er kein Freund der Franzosen war. Seine Frivolität verdroß Vilfredo, und er lenkte die Unterhaltung auf einen andern Gegenstand. Langsam fuhren sie den Gianicolo hinauf und zur Porta S. Pancrazio hinaus. Vor dem Portale der Villa Pamfili-Doria stiegen sie aus.

Keine menschliche Seele begegnete ihnen in den prächtigen Alleen immergrüner Eichen und Ulmen, die ihnen von Zeit zu Zeit entzückende Ausblicke öffneten, hier auf die Stadt mit ihren Palästen, Obelisken, Kirchen und Ruinen und auf den Petersdom in dem Valle dell' Inferno; dort auf die sanften Wogen der Campagna, in deren frischem Grün die Trümmer einer einsamen Tenute, eines mittelalterlichen Thurmes oder Schlosses träumten. Ein Geruch von Veilchen und Narzissen wehte von dort her

und vermischte sich mit dem Dufte des Blumenparterres der Villa. Heitere Sonnenlichter spielten auf den Wegen, und in dem jungen Laube ließen die Vögel den Wohllaut ihrer Kehlen ertönen.

„Hatte General Oudinot hier nicht bei der Belagerung Roms 1849 sein Hauptquartier?" fragte Vilfredo, als sie an der Casa vorübergingen.

„Possible, je ne sais pas," antwortete Emilio Morosini mit einem Achselzucken. „Interessirt Dich dergleichen?"

„Gewiß, Du weißt ja, daß ich Offizier bin."

„Und Du bist heraufgekommen, um strategische Studien zu machen," scherzte Emilio, war aber höchlich betroffen, als er die Augen seines Vetters drohend auflodern sah.

„Um des Himmels willen, mein lieber Vilfredo, wie kannst Du auch nur einen Augenblick annehmen, daß ich Dich beleidigen wollte," rief er und ergriff dessen Rechte mit beiden Händen. „Sapristi, hast Du einen heißen Kopf!"

„Sprechen wir nicht mehr davon," erwiderte

Vilfredo beschwichtigt. „Du wirst mein Interesse an diesen Oertlichkeiten begreifen, wenn ich Dir sage, daß mein Vater damals hier für Roms Freiheit gestritten und geblutet hat. Das Gemälde auf der Ausstellung erinnerte mich an jene Zeit, als auf dem Kapitol das Banner der Republik wehte."

„Du kannst überzeugt sein," fügte Emilio hinzu, „daß es römische Ohren genug giebt, die es lieblicher dünken würde, die Kanonen Viktor Emanuels von diesen Höhen spielen zu hören als die Ostermusik in der Sixtina. Mein armer Papa würde sich freilich noch im Grabe umdrehen, wie denn überhaupt unseren Finanzbaronen und Börsenfürsten der Geruch des Weihrauchs lieber als der des Pulvers ist."

Sie hatten mittlerweile einen Seitenpfad eingeschlagen und dieser sie ein wenig abwärts zu einem kleinen Weiher geführt, in den sich ein Bach vom Felsen stürzte. Trauerweiden umstanden ihn, und auf dem stillen Wasser, in dem sich der Himmel spiegelte, ruderte ein Schwan. An dem unteren

Ende des Sees stand zu Füßen einer antiken Grab-urne eine Bank. Ein alter Mann saß auf ihr, der die Unterarme auf die Kniee gestützt hatte und so in gebeugter Haltung in das Wasser schaute. Die Schritte der beiden jungen Leute unterbrachen sein Sinnen, er hob den Kopf, und in seinem mageren Gesichte malte sich die lebhafteste Ueberraschung. Seine Augen verließen die langsam Herankommenden nicht mehr, und als sie in seiner Nähe waren, erhob er sich schnell, lüpfte seinen röthlich schimmernden Cylinder und redete Vilfredo mit den Worten an:

„Um Vergebung, Signore, wenn ich mir erlaube, Sie eine Sekunde lang aufzuhalten.“

Es war Vilfredo nicht zu verdenken, wenn er stumm in die Tasche griff. Zeugten Gruß und Sprache des Alten auch von Bildung, so mußte er ihn doch nach der Abgeschabtheit seines Anzuges, der beiläufig peinlich sauber war, für einen Supplikanten halten. Der Mann hatte sicherlich einst bessere Tage gesehen, und dergleichen Gentlemen, die an einsamen Orten oder unter dem Schirm der

Dunkelheit höflich die Hand ausstrecken, sind ja in Italien so selten nicht. Bei der Geste Vilfredo's färbte eine jähe Röthe das blasse, sorgfältig rasirte Gesicht des Alten, und den Hut noch schwebend über dem spärlich behaarten Kopfe haltend, fuhr er hastig fort:

„Habe ich die Ehre mit Signor Rosati zu sprechen? Aus Florenz?"

„So ist mein Name," antwortete dieser kühl. „Sie wünschen?"

„Ich wußte, daß ich mich nicht täuschte," versetzte der Alte mit Zufriedenheit. „Sie sehen Ihrem Vater gar zu ähnlich. Nur breiter in den Schultern, ich möchte sagen, martialischer sind Sie, als er in Ihren Jahren etwa war."

„Sie haben also meinen Vater in seiner Jugend gekannt?" fragte Vilfredo etwas weniger kühl, und Jener darauf mit Lebhaftigkeit:

„Ich will es meinen. Wir waren Waffenbrüder. Agostino Rosati war mit Garibaldi nach Rom gekommen. Er hatte seine junge Frau, sein

Kindchen — das werden Sie gewesen sein — verlassen, um für das letzte Paladium der Freiheit zu kämpfen. Nur Venedig hielt sich noch gegen Oesterreich, und Rom rüstete sich gegen die Franzosen, die Napoleon abgeschickt hatte, um die Schwesterrepublik niederzustoßen und über ihre Leiche den Kaiserthron zu besteigen. Ach junger Mann, diese glorreichen Tage von 49! Sollte Agostino Ihnen davon nicht erzählt haben?"

„Gewiß, gewiß," versicherte Vilfredo.

„Natürlich, er, ein so glühender Patriot!" rief der Alte und mit leuchtenden Augen fuhr er fort, indem er mit der Hand zur Linken deutete: „Sehen Sie dort den Pinienhain? In ihm erwarteten wir den Feind. Ha, Sie hätten die verblüfften Gesichter von Oudinots Rothhosen sehen sollen, als wir sie mit der Marseillaise begrüßten und zuletzt mit ihrem eigenen Schlachtgesang der Freiheit auf den Lippen gegen sie vorstürzten. Hui, wie sie liefen! Sie kämpften eben für eine schlechte Sache. — Hier, auf dieser selben Bank, auf der ich eben saß, dichtete

damals unser Tyrtäus, Geoffredo Mameli, das Siegeslied, und wir sangen es gleich frisch weg bei den Wachtfeuern, die sich in dem See spiegelten und die Kronen der Ulmen anglühten. Ah, welche Nacht! Und dann diese homerischen Kämpfe um die Villen Spada, Corsini, Barberini bei dem Thor des heiligen Pancrazio! Sie sind ja wohl dort heraufgekommen? Agostino war ein Löwe. Die Franzosen hatten den Waffenstillstand gebrochen. Von hier und dem Monte Mario dort, nach Ponte Molle zu, begannen sie mitten in der Nacht den Segen des Papstes über Rom auszuschütten. Begreifen Sie es, mein junger Freund, können Sie es fassen: die Franzosen, welche behaupten, an der Spitze der Civilisation zu stehen, bombardirten Rom! Um die Villa Corsini tobte der Kampf den ganzen Tag über. Sie wurde verloren, zurückgewonnen und wieder verloren. Bei unserem letzten, leider vergeblichen Sturm war es, wo Ihr Vater verwundet wurde."

„Ich habe mir die Villa Corsini bei der Herauf-fahrt genau betrachtet," sagte Vilfredo, von dem

Feuer des alten Freiheitskämpfers mit fortgerissen. „Nur zu gern erzählte mein Vater von diesen Heldenthaten, und sie sind es, die schon in dem Knaben die Begierde erweckten, dereinst das Waffenhandwerk zu ergreifen.“

„Sie sind Soldat? Bravo! Nun heiße ich den jungen Löwen doppelt herzlich auf diesem blutgetränkten Boden willkommen!“ rief der Alte, seine Hände mit einem starken Drucke ergreifend.

„Und als ich an der Villa Corsini vorüberkam,“ fuhr Vilfredo fort, „da tauchte in meinem Geiste plötzlich auch der Name Desjenigen wieder auf, der meinen Vater auf seinen Armen aus dem Gefechte trug und in das Haus seiner Mutter schaffte, wo er gepflegt wurde, bis er genas. Der Waffenbruder meines Vaters hieß Ugo Ghibello, und der sind Sie.“

„Nun, nun,“ sagte dieser mit einem Lächeln der Rührung, „Agostino würde für mich dasselbe gethan haben, wenn ich in seine Lage gerathen wäre. Ich hoffe, er wandelt noch im Lichte. Der arme

Mameli, dessen Gesänge uns so oft begeisterten, erlag leider seinen Wunden. Die Erde deckt so manchen Helden jener Tage."

Er schaute wehmüthig vor sich hin, und eine Thräne trat ihm ins Auge. Er zerdrückte sie, als der junge Rosati ihm nun versicherte, daß sein Vater lebe, hinzufügend: „Wie wird er sich freuen, wenn er von dieser Begegnung hört."

„Ich muß Sie umarmen," rief Ugo Ghibello, ließ den Worten die That folgen und küßte Vilfredo auf beide Wangen. „Das Schicksal konnte mir kein größeres Glück gewähren, als daß es mir den Sohn meines theuren Agostini zuführte. Sie werden mich besuchen und dann wollen wir nach Herzenslust von jenen Zeiten plaudern. Für jetzt habe ich Sie schon zu lange Ihrer Gesellschaft entzogen."

Er brachte eine abgenutzte Brieftasche hervor, die mit Papieren vollgestopft war, und entnahm ihr eine vergilbte Visitenkarte.

„Sie finden meine Wohnung darauf," sagte er. „Nicht wahr, Sie kommen, kommen bald? Das

Feuer der Erinnerung ist das Einzige, das einen alten Mann noch zu erwärmen vermag."

„Wie können Sie zweifeln? Ich komme bestimmt," versicherte Vilfredo. „Mein Vater würde es mir nie verzeihen, in Rom gewesen zu sein, ohne seinen Lebensretter aufgesucht zu haben."

„Nichts, nichts von Lebensrettung, es war so schlimm nicht," wehrte Ugo Ghibello ab und blickte Vilfredo mit glänzenden Augen nach, als dieser, nachdem sie einander kräftig die Hand geschüttelt hatten, Emilio folgte.

Dieser hatte kein Verlangen danach getragen, Zeuge der Unterhaltung zu sein und war unterdessen dem Abflusse des Sees gefolgt, der in sanften Windungen durch einen Wiesengrund dem Pinienhaine sich entgegenschlängelte. Vilfredo beeilte sich nicht, um ihn einzuholen. Der Spötter brauchte seine Erregung nicht zu bemerken. Er verwunderte sich jetzt, daß ihm sein Vater nicht einmal einen Gruß an den Jugendfreund aufgetragen hatte! Freilich, die Lebensschiffe Beider waren durch die

politischen Sturmfluthen nur zu bald wieder von einander fortgerissen worden, und er sah nicht zum erstenmale die Idealität der Jugend in dem ernsten Kampfe ums Dasein erblassen. „Advokat," stand auf der Karte, die ihm Ugo Ghibello gegeben hatte, und es beklemmte seine Brust, daß der Mann, von dessen feinem Kopfe er den Vater hatte sprechen hören, sich offenbar in den dürftigsten Verhältnissen befand. In Rom freilich gediehen die tüchtigen Köpfe nur im Priesterrocke oder durch geistliche Protektion. Er beschloß, seinen Besuch bei Ghibello nicht aufzuschieben, und wie er seinen Vater kannte, so zweifelte er nicht daran, daß er nachdrücklich helfen würde, wenn es noth that; er konnte es, denn ihn hatte das Schicksal mit Glücksgütern gesegnet.

Emilio erwartete ihn, eine Cigarrette rauchend, im Schatten der breitkronigen Pinien.

„Ein Kriegskamerad Deines Papas aus dem tollen Jahr, wie ich hörte," sagte er und fügte sarkastisch hinzu: „Auch ein Märtyrer der Freiheit,

nicht? Du hättest Deine Börse nicht in der Tasche lassen sollen, cher ami; Du wirst später um so tiefer hineingreifen müssen. Man kennt das.“

„Es würde damit nur ein Theil der großen Verpflichtung abgetragen werden, die mein Vater dem Manne schuldet,“ erwiderte Vilfredo die Brauen zusammenziehend.

Emilio zuckte die Achseln. Darauf sah er nach der Uhr und fragte, ob Vilfredo jetzt genugsam in Erinnerungen an die römische Republik geschwelgt habe? Für den Fall schlug er vor, nach der Stadt zurückzukehren. Vilfredo war damit einverstanden, und Emilio führte ihn auf dem kürzesten Wege nach dem Ausgange der Villa.

„Ich war damals etwa acht Jahre alt,“ sagte er unterwegs, „mir ist aber von jener Zeit nur der Eindruck einer wüsten Burleske geblieben. Indessen möchte ich mir einen unmaßgeblichen Rath erlauben. Kultivire Deine neue Bekanntschaft nicht zu fleißig. Ich zweifle nicht, daß der Tag kommen wird, an dem man die Märtyrer der Freiheit mit Bildsäulen

und dergleichen öffentlich ehren wird. Einstweilen stehen sie aber noch in dem schwarzen Buche unserer Polizei, und Du, mein Theuerster, kannst nicht erwarten, daß sie Dich als italienischen Offizier mit wohlwollenden Augen betrachten soll. Avis au lecteur."

Vilfredo dankte ihm, und er rief, mit ihm das leichte Gefährt besteigend, seinem Kutscher zu:

„Zu Nazarri am spanischen Platze!"

II.

Zerstörtes Lebensglück.

Ugo Ghibello wohnte in der Via della Lungaretta, die von S. Maria in Trastevere zum Ponte Rotto hinstreicht. Sie ist nur von mäßiger Breite, und in den offenen Erdgeschossen und vor den Häusern klapperte und raspelte, pochte, hobelte und hämmerte es vom frühen Morgen bis zum Ave Maria; dazwischen ein ununterbrochenes Schwatzen, Lachen, Streiten und Kindergeschrei. Das Haus Ghibello's war hoch und schmal, und seine Mauern hatten vor Alter eine goldbraune Farbe. Drei halbdunkle Treppen, deren Stufen die Füße von Generationen ab- und ausgeschliffen hatten, mußte der Alte bis zu seiner Wohnung hinaufsteigen, deren Thür ein geborstenes Porzellanschild in einem Messingreifen bezeichnete. Die Wohnung bestand

aus einem großen Zimmer mit zwei Fenstern und einem kleineren daneben; hinter dem ersteren lag nach dem Hofe hinaus die Küche. Die Ausstattung der Räume, deren Wände nur getüncht waren, beschränkte sich auf das Nothwendigste; es herrschte in ihnen aber eine Reinlichkeit uud Ordnung, wie sie in italienischen Wohnungen nur selten gefunden werden.

Der Advokat war die Treppen so schnell heraufgestiegen, daß ihm fast der Athem fehlte, als er unmittelbar von dem Flur in die Wohnstube trat, deren backsteinernen Fußboden kein Teppich bedeckte. Der Zugwind bei dem Oeffnen der Thür bewegte aber weiße Vorhänge an den Fenstern, und vor diesen blühten in Kästen rothe Pelargonien, Reseda und peruanische Kresse. Bei jedem Fenster stand ein großer Tisch aus ungebeiztem Holze. Die zahlreichen Tintenflecke und das große, gedrechselte Tintenfaß auf dem nächsten kennzeichneten den Arbeitstisch des Advokaten. Vor dem anderen Tische saß eine schwarzgekleidete Frauengestalt, mit der An-

fertigung künstlicher Blumen beschäftigt. Der Eintritt Ghibello's veranlaßte sie, aus ihrer gebeugten Stellung sich aufzurichten, und ihm ein junges Gesicht zuwendend, dessen ungewöhnlicher Ernst jetzt durch ein Lächeln gemildert wurde, sagte sie:

„Du stürmst ja daher, Papa, als trügen Dich Merkurs geflügelte Sohlen. Du hast wohl den Prozeß des Schankwirths Parodi gegen seinen Weinlieferanten in Velletri gewonnen?"

„Nein, mein Herz, der schwebt noch und wird nach der löblichen Gepflogenheit unserer Gerichtshöfe wohl noch lange schweben," antwortete der Vater nach einem tiefen Athemzuge. „Aber etwas Angenehmes ist mir begegnet, das ist wahr."

Die Brauen des jungen Mädchens spannten sich neugierig; Ghibello, der inzwischen seines Hutes und kurzen, fadenscheinigen Radmantels sich entledigt hatte, sagte:

„Zunächst aber das Geschäft! Deinen Karton habe ich abgeliefert und das Geld soll ich am Sonnabend holen kommen. Es waren eben einige vor-

nehme Damen in dem Laden, als der Patron den Karton öffnete. Sie waren entzückt von Deinen Blumen, und die Eine, eine reizende Blondine, wollte gleich davon haben. Das freut Dich, nicht?"

„Ja, Vater, das freut mich," bestätigte sie und erhob sich. „Und dann? — Doch das erzählst Du mir während des Essens."

Sie gingen in die Küche, die zugleich als Speisezimmer diente und wo der Tisch bereits gedeckt war. Das Tuch war von grobem Gewebe, doch sauber, desgleichen die Fayenceteller, aus deren Rändern kein Stück ausgebrochen war, die Messer und Gabeln und blechernen Löffel. Die Tochter hatte kaum die Schüsseln mit Salat und dampfenden Makkaroni auf den Tisch gestellt, als Ghibello wieder das Wort ergriff.

„Rathe, Camilla, wem ich begegnet bin? Aber das erräthst Du nicht. Ich selbst traute anfangs meinen Augen nicht. Cäsars Geist war es, wenigstens hoffe ich, daß der Geist seines Vaters in ihm lebt.

Mit einem Worte, Trost meiner Seele, es war der Sohn meines teuersten Freundes Agostino Rosati."

Camilla stieß einen kleinen Ruf der Ueberraschung aus. Wie oft hatte der Vater nicht von diesem Freunde erzählt!

Achtlos essend, berichtete er mit großer Lebhaftigkeit, wie er, von dem schönen Frühlingswetter auf dem Heimwege zu seinem Lieblingsspaziergange verlockt, in der Villa Pamfili den jungen Rosati getroffen hätte. „Ich würde ihn gleich mitgebracht haben," fuhr er fort; „allein er war in Gesellschaft. Er spazierte mit einem jener Gecken, die mehr Zeit damit zubringen, in den Spiegel als in ein Buch zu sehen. O, über diese entarteten Enkel der Wölfin! Und von ihnen soll Rom die Freiheit kommen! — Aber der junge Rosati wird mich besuchen; er hat es mir versprochen. Ich erkannte ihn sofort. Ihn könnte man allerdings nicht in Frauenkleider stecken, wie wir es damals mit Agostino machten, um ihn aus der Stadt zu schaffen. Er stellte ein allerliebstes Jüngferchen vor, und wir hatten

tausend Spaß, Deine Großmutter und ich. Ja und denke Dir, der Schlingel hatte die Keckheit, mit den Franzosen auf der Thorwache zu kokettiren, während der Offizier den Passirschein vidimirte, den die Mutter sich zu verschaffen gewußt hatte. Ach, was begeht man doch für Tollheiten, wenn man jung ist!"

Camilla entsann sich nicht, den Vater je so froh erregt gesehen zu haben, und ihre reizend stolzen Lippen erschlossen sich zu einem Lächeln.

„Aber wie kommt es nur, daß Ihr Euch in all' den Jahren nicht geschrieben habt?" fragte sie nach einer Weile.

„Das ist einfach," antwortete der Vater, seinen Teller zurückschiebend. „Wo hätten ihn meine Briefe suchen sollen? Wie Aeneas nach dem Falle Trojas, so irrte er nach der Eroberung Roms flüchtig herum, in der Schweiz, in England, in Amerika vielleicht, was weiß ich? — Und er wußte, daß seine Briefe an mich von den Schwarzen erbrochen werden würden. Was hätten wir

einander auch zu schreiben gehabt als Klagen über unsere grausam zerstörten Hoffnungen auf die Freiheit des Vaterlandes? Wir wußten ja Beide, daß wir einander treu im Herzen trugen. Solche Freundschaften wanken nimmer. Und später? Er wird wohl ebenso beschäftigt gewesen sein wie ich, und dann —"

Ein Schatten legte sich ihm über Stirn und Augen, und er blickte trübe sinnend in sein Glas, ohne den angefangenen Satz zu vollenden. Camilla bedauerte, ihre Frage gestellt zu haben und um den trüben Geist zu bannen, der nur zu häufig Gewalt über ihn bekam, lenkte sie das Gespräch auf Vilfredo Rosati zurück.

„Ja, er wird kommen, und auch Du wirst Deine Freude an ihm haben," sagte er, schlürfte den Rest des Landweines aus seinem Glase und erhob sich.

Camilla folgte ihm in die Wohnstube, nachdem sie den Tisch abgeräumt hatte, und setzte sich wieder an ihre Arbeit. Er ging auf und ab, wobei er

sich von Zeit zu Zeit über das ergraute, spärliche Haar strich. Schließlich blieb er hinter dem Stuhle der Tochter stehen, die eben ein Rosenbouquet zusammensetzte. Sie durfte in ihrer Kunst für eine Meisterin gelten.

„Ja, ja, Rosen," murmelte er, nachdem er ihr eine Weile zugeschaut hatte. „Auch unter Tod und Wunden fehlte es an ihnen damals nicht. Rosen des Todes, Rosen der Liebe!"

Er ließ sich vor seinem Schreibtische nieder, ergriff eine Feder und legte sie wieder hin. Brütend fuhr er fort:

„Wie anders würde alles gekommen sein, wenn ich auf Agostino gehört hätte, der mich bereden wollte, mit ihm zu fliehen. Aber ich konnte nicht fort. — Was hatte ich auch viel zu fürchten, wenn ich in Rom blieb? Ich ragte nicht aus der Menge hervor, und die Rache des Siegers griff nach höheren Köpfen. Auch hatte ja der Papst eine Amnestie erlassen — ah, was für eine Amnestie! Es waren nur 283 Namen ausgenommen."

Er lachte schneidend auf.

„Welche Milde! Nur 283 Opfer verlangte der heilige Vater. Ich war nicht darunter. Und er blieb in Gaeta, wohin er geflohen war, bis seine Schergen ihr Werk in Rom gethan hatten. Und dem Manne hatte bei seiner Wahl ganz Italien als Erlöser zugejauchzt! Will denn kein Dante unter uns erstehen zum Gericht über ihn? Und Rom läutete mit allen Glocken, und die Kanonen donnerten, als er unter dem Schutze der französischen Waffen in seine Hauptstadt zurückkehrte. Durch dieselbe Porta Giovanni, durch welche Garibaldi mit seinen Rothhemden abgezogen war, hielt er seinen Einzug mit seinen Legionen schwarzer, brauner, weißer Kutten. ‚Hosianna! Hosianna!‘ Aber das Volk stand stumm und finster hinter dem Spalier der Franzosen. Es wollte nicht jubeln, nicht für Bajocchi, nicht für Ablaß. Auf der Piazza Colonna brennen noch zum ewigen Gedächtnisse daran die Prachtkandelaber. Ein Schalk muß den Vätern der Stadt die Idee eingeblasen

haben, die Wiederaufrichtung des geistliches Schwertes durch Licht zu verewigen. Martial hätte kein köstlicheres Epigramm ersinnen können. Und jetzt brütet die hohe Geistlichkeit der ganzen katholischen Welt in S. Peter, um eine neue Erleuchtung von dem heiligen Stuhle ausgehen zu lassen und der Puppe in den Händen der Jesuiten die Unfehlbarkeit eines Gottes zu votiren."

Die strahlenden Augensterne Camilla's hatten sich verdunkelt. Sie wußte ja, daß die Rosen der Liebe, von denen er sprach, ihm selbst unter dem Waffenklirren jener bedeutungsvollen Tage erblüht waren. Die Liebe zu ihrer Mutter war es, die ihn in Rom festgehalten hatte. Sie kniete bei ihm nieder und suchte ihn durch Liebkosungen von jenen Erinnerungen abzulenken.

„Du gutes Kind," sagte er leise und bitter, indem er ihr die Hände auf die Schultern legte, „es ist der Grimm der Ohnmacht, der mir die Seele zernagt. Wärest Du ein Knabe, so vermachte ich Dir meinen Haß, das Einzige, was ich zu vermachen

habe. Aber Du bist ein Mädchen und schlimmer, bist meine Tochter, und Unglück wird Dein Erbtheil sein. Du schüttelst den Kopf? Erkennst Du denn nicht, daß ich ein Ausgestoßener bin?"

„Aber ich liebe Dich," rief sie, indem sie ihn leidenschaftlich umfaßte. „Was kümmert mich die Welt?"

Ihm erbebte das Herz. Wußte sie, warum er ein Ausgestoßener war? Er nahm ihren Kopf zwischen seine Hände und blickte ihr forschend in die Augen, die zärtlich zu ihm aufschauten. Nein, nein, sie war ja damals noch ein Kind gewesen, und wer hätte so grausam sein sollen, es ihr zu sagen? Er drückte einen innigen Kuß auf ihre breit gewölbte Stirn.

„Und es werden noch bessere Tage kommen, gewiß, Papa," tröstete sie.

„Woher sollen sie kommen, die besseren Tage?" schüttelte er den Kopf. „Der wunderthätige Chassepot schirmt Rom und meine Kraft ist vor der Zeit gebrochen. Doch was liegt an mir? Wenn ich nur

der Sorge ledig würde, Dich arm und schutzlos in dieser Schlangenhöhle zurückzulassen!“

„Schutzlos?“ fragte sie mit aufflammenden Augen, indem sie sich erhob und nun in ihrer kräftigen, dabei schlanken Gestalt stolz vor ihm stand. „Nein, Vater, bin ich gleich kein Mann, so bin ich doch eine Römerin! Und arm? Ich entbehre nichts! Ich war noch zu jung, als wir unsere hübsche Wohnung an der Piazza Navona verlassen mußten, um anders daran zurückzudenken als wie an ein Feenschloß im Märchen. Das begehrt man nicht. Es ist mir Alles nur wie ein Traum.“

„Wohl Dir,“ seufzte er, „und möge Dir stets die Klage unseres Dante erspart bleiben: Kein größerer Schmerz als im Elende die Erinnerung an glückliche Zeiten.“

Camilla legte ihren Arm um seinen Hals und drückte ihre blühende Wange zärtlich an sein graues Haar. Dann kehrte sie zu ihren künstlichen Blumen zurück.

Ghibello nahm einen Bogen Briefpapier aus

dem Schiebkasten und tauchte die Feder ein. Ein junger Bursche, der bei einem Böttcher in der Via Lungaretta arbeitete, hatte ihm einen Brief an seine Mutter in Cori, im Volsker Gebirge, aufgetragen. Aber das Papier blieb leer. Ghibello konnte seine Gedanken von jener Zeit nicht abwenden, welche trotz der Trostlosigkeit der politischen Zustände die glücklichste seines Lebens gewesen war. Er sah sich wieder an der Seite seiner jungen und schönen Gattin, glücklich in seiner Liebe und in seiner Berufsthätigkeit, umgeben von einem Kreise gleichgesinnter Freunde und geachtet von seinen Mitbürgern. Seine geschmackvoll eingerichtete Wohnung an der Piazza Navona war der Mittelpunkt einer geistvollen Geselligkeit, der seine reizende Gattin durch ihre musikalische Begabung eine noch größere Anziehungskraft verlieh. Die päpstliche Regierung hatte ihn unbehelligt gelassen und er seine Advokatur, zu der er kurz vor Ausbruch der Revolution zugelassen, ungestört beginnen können. Ja, es hätte nur von ihm abgehangen, zu einflußreichen und glänzend

dotirten Stellungen aufzusteigen. Kardinal Antonelli hätte einen Kopf wie den seinigen gern gewonnen, und die geistlichen Herren, die sich auch in seinem Hause wie in jedem, wo es eine schöne Frau giebt, Zutritt zu verschaffen gewußt hatten, ließen es an deutlichen Winken nicht fehlen. Wie Viele, deren einziges Verdienst darin bestand, der Gatte eines hübschen Weibes zu sein, sah man nicht in dem damaligen Rom in dem Besitze der einträglichsten Stellen! Ghibello blieb allen Versuchungen unzugänglich.

Da krachten durch die Friedhofsstille Europas die Bomben Orsini's, und die starre Eisrinde, unter der Italiens Leben seit zehn Jahren begraben gewesen war, fing an zu knirschen und zu bersten. In dem Hause Ghibello's schlugen die Herzen mit jedem Tage hoffnungsvoller, und die Politik, die sich bisher unter den Interessen an Kunst und Literatur sorgfältig versteckt gehalten, wagte die Maske zu lüften. Man feierte die Siege von Magenta und Solferino; Napoleon stieß zwar seinen Degen rasch wieder in die Scheide, allein schon hatte

Garibaldi von Genua aus heimlich jenen märchenhaften Zug begonnen, der das Königreich beider Sizilien zu Viktor Emanuels Füßen legen sollte. Toskana, Modena, Parma, die Romagna warfen das Joch ab, und eines Tages durchflog die Nachricht von dem Siege der Tausend bei Marsala die ewige Stadt. Jubelnde Menschen durchwogten die Straßen, alle Welt umarmte, küßte sich, die Gattin Ghibello's sang bei geöffneten Fenstern die Garibaldi-Hymne, und zu dem Beifall der Gäste donnerte es draußen begeistert zu den Sternen: „Evviva Italia una!“

Vierundzwanzig Stunden später umschlossen Ghibello die Mauern der Engelsburg. Mitten in der Nacht hatte man ihn von der Seite seines verzweifelnden Weibes gerissen.

Als er nach Monden schrecklichster Seelenpein in der engen, düsteren Zelle seine Freiheit wieder erlangte — um welchen Preis wieder erlangte! — fand er sie, die er wie eine Rose blühend verlassen hatte, im Sarge. Wie ein Wahnsinniger auflachend,

stürzte er bei der Leiche nieder, die bereits zur Bestattung geschmückt war.

Die Erinnerung an diesen schrecklichsten Moment seines Lebens preßte ihm ein tiefes Aechzen ab. Ach! jene qualvollen Kerkerwochen hatten ihm nicht die Heißgeliebte allein geraubt! Ein dunkler Schatten lag auf seiner Ehre, die Freunde mieden ihn, Geschäft und Wohlstand waren ruinirt.

Er fühlte, daß die Augen seiner Tochter auf ihm ruhten, und er biß die Zähne zusammen und drückte die Faust gegen die Stirn. Sich gewaltsam zur Ruhe zwingend, begann er nun wirklich den Brief des jungen Gesellen an seine Mutter zu schreiben. Welch ein Abstand gegen damals! Ihn, den einst gesuchten und gefeierten Juristen, zwang die Noth, die Dienste eines öffentlichen Schreibers und Winkelkonsulenten zu versehen! Und wenn diese Arbeit ihn und die Seinigen noch ernährt hätte! Was wäre aus ihnen geworden, nachdem die Sparpfennige einer besseren Zeit ausgegeben, die Kunstwerke, die Möbel nach und nach verkauft waren

ohne Camilla's Kunstfertigkeit? Er hohnlachte innerlich über sich selbst, während er die Buchstaben auf das schlechte Briefpapier malte.

Auf der nahen Basilika von S. Maria erklang das Nachtgeläute, und Hunderte von ehernen Zungen riefen zugleich den Engelsgruß über die ewige Stadt hin. In der Straße Lungaretta verstummte plötzlich das Lärmen, auch Camilla unterbrach ihre Beschäftigung, neigte den Kopf und faltete die Hände. Der Vater folgte ihrem Beispiele nicht; er hatte das Tafeltuch zwischen sich und der Kirche längst zerschnitten und ging weder zur Messe noch Beichte. Nichts vermochte ihn, den Fuß in Demuth zu küssen, der ihn zertreten hatte. Er warf die Feder hin, die fortwährend stockte nnd forderte seine Tochter auf, ihren Hut und Ueberwurf zu nehmen. Sie pflegten täglich bei gutem Wetter in der Dämmerstunde einen Gang ins Freie zu machen. Es war die einzige Erholung, welche die fleißige Camilla sich gönnte. Heute verzichtete sie darauf, weil sie mit Bestellungen für das nahe Osterfest überhäuft war.

Der Vater drang nicht weiter in sie, er selbst aber entfernte sich, um in der Nachbarschaft ihr frugales Abendbrod einzukaufen. Er besorgte alle äußeren Angelegenheiten und Geschäfte für Camilla, ging auf den Markt und zu Bäcker und Fleischer, während eine arme Wittwe, die über ihnen wohnte, die groben häuslichen Arbeiten verrichtete.

III.

Ein Abend in der Arena.

Ganz Rom wallfahrtete zur Corinna des Antonio Spinola, und sein Name war auf allen Lippen. Vilfredo Rosati erschien jeden Morgen in der Ausstellung und verbrachte den Tag damit, das Original des Bildes zu suchen. Fortwährend durchstreifte er die Kirchen, Straßen und Plätze; auch die Osterien, in denen das Volk verkehrte, suchte er ab und dehnte seine Nachforschungen selbst bis zu den kleinen Orten aus, die von den Abhängen des Albanergebirges herübergrüßten. Zuweilen glaubte er sie entdeckt zu haben; eine frei und groß daherschreitende Gestalt, ein gleich dem der Ludovisischen Juno blickendes Augenpaar trieben ihm plötzlich das Blut zum Herzen; allein es waren stets rasch zerfließende Täuschungen. Es fehlte nicht an Momenten,

in denen er sich das Thörichte seines Beginnens vorhielt und sich selbst wegen der Suche nach einem Wesen, das wohl nur in der Phantasie des Malers bestand, so scharf ironisirte, wie es Emilio Morosini gethan haben würde, wenn er um sein Treiben gewußt hätte. Dennoch bedurfte es nur eines Blickes auf die seelisch durchleuchtete Schönheit Corinna's, um ihn alle Einwendungen seines Verstandes vergessen zu lassen. Wieder wanderte er unter den Modellen auf der spanischen Treppe und in der Via Sistina gespannten Blickes umher, als ob er selbst ein Maler wäre, und wohnte den Fastenpredigten in den Kirchen und auf den Straßen mit dem erbaulichsten Fleiße bei. Ueberall, wo sich Menschen ansammelten, war er zu finden, selbst auf dem Petersplatze, wann die Prälaten in ihren rothen Glaskutschen mit reich geschirrten Pferden, von deren Köpfen Federbüsche nickten, dort zum Konzil anfuhren.

Den Besuch bei Ugo Ghibello verschob er darüber von einem Tage auf den anderen. Auch sein

Interesse für die Kunstschätze und Reste des Alterthums, obgleich sie es waren, die ihn zum Besuche Roms veranlaßt hatten, erkalteten bedenklich. Kehrte er Abends nicht zu müde von seinem vergeblichen Suchen in sein Hotel zurück, so fuhr er wohl noch nach der Villa Morosini hinaus, die vor der Porta Pia an der zum heiligen Berge führenden Romentanostraße lag, Emilio's Mutter war die Schwester der seinigen; die Politik aber hatte die Väter seit dem Jahre 1848 auf das Bitterste entzweit. Der inzwischen verstorbene Bankier Morosini war ein ebenso fanatischer Anhänger der Legimität und des Ultramontanismus gewesen, wie Agostino Rosati für die Idee der Einheit und Freiheit Italiens begeistert war. Auch nach dem Tode jenes waren die Beziehungen zwischen beiden Familien sehr kühl geblieben, weniger, weil Signora Morosini in den Ansichten ihres Gatten aufging, als aus ihrer kaum überwindlichen Scheu vor Tinte und Feder. Geistigen Anstrengungen abhold, brach ihr Phlegma allen Entschließungen dieser Art die Spitze ab. Vilfredo

hatte ihr auf Wunsch seiner Mutter sofort einen Besuch gemacht und war von ihr mit großem Wohlwollen empfangen worden.

Wie zu Lebzeiten ihres Gatten war auch jetzt die Villa Morosini von der klerikalen Gesellschaft viel besucht, und ein leiser Weihrauchduft parfümirte die eleganten Räume. Emilio freilich, der seinen Antheil an einem beinahe fürstlichen Vermögen in ungebundener Freiheit zu genießen liebte, war kein Freund dieses Parfüms. Seine Mutter aber und seine Schwester Beatrice, welche in dem Frauenkloster der Trinita dei Monti von den Schwestern des heiligen Herzens erzogen war, hätten die Atmosphäre der geistlichen Herren um keinen Preis missen mögen. Daß Mutter und Tochter jetzt, während der Fastenzeit, unter der eleganten Welt nicht fehlten, welche zwischen den schlanken jonischen Säulen von S. Maria Maggiore den Bußpredigten des Pater Santini, des beliebtesten Kanzelredners von Rom, andächtig lauschte, versteht sich von selbst. Niemand wußte wie er so feurig und dennoch so

delikat und in so vornehmen Formen den reichen und aristokratischen Sünderinnen das Gewissen zu rühren. Wie wurden da die duftenden Spitzentaschentücher von süßen Reuethränen durchnäßt! Wie leicht und engelhaft schlugen die Herzen unter der dunklen Seide, dem schwarzen Sammet, wenn die Lippen des eleganten Priesters die Beichtenden losgesprochen hatten!

Signorina Beatrice war eine jener blonden Schönheiten, wie der Pinsel Tizians sie verherrlicht hat. Die Lebhaftigkeit der Italienerin war bei ihr durch einiges von der Mutter ererbtes Pflegma gedämpft, und das Feuer leuchtete aus ihren Augen wie durch einen Schleier. Entzückend war sie, wenn sie die breiten, etwas schweren Lider emporhob. Es verschmolz dann die Madonna mit der Danae, wie sich in Rom ja überall das Heidnische mit dem Christlichen mischt. Die Messe und die Toilette bildeten die ernste Hauptbeschäftigung ihrer Tage, und die Muße, die ihr dann noch Corso und Visiten übrig ließen, verbrachte sie im holden Nichtsthun

auf ihrem Schaukelstuhle, Confitüren naschend oder mit ihrem Hündchen spielend, das ein Ausbund von Häßlichkeit und auf Vilfredo bissig eifersüchtig war. Wenn sie einmal ein Buch zur Hand nahm, so waren es die Geschichten der Heiligen. Es verursachte dem jungen Mädchen köstliche Schauder, inmitten des sybaritischen Luxus, der es umgab, von den Martern der frommen Männer und Frauen zu lesen und sich an ihre Stelle zu phantasiren. Dem Vetter begegnete sie aufs Freundlichste und hielt ihn gern an ihrer Seite fest. Sein schlicht männliches und gerades Wesen stach auch höchst vortheilhaft von der Stutzerhaftigkeit, Geschmeidigkeit und Blasirtheit der jungen römischen Nobili ab. Leider blieb ihre graziös schmachtende Schönheit ohne den gewünschten Eindruck auf ihn. Er nahm das Leben zu ernst und war von seinem Berufe ganz erfüllt. Mit Leib und Seele Soldat, Soldat der Unabhängigkeit und Einheit seines Vaterlandes, war er, als im Jahre 1866 der Waffenruf erscholl, um die Königin der Adria der Herrschaft Oesterreichs zu

entreißen, als Freiwilliger in die Reihen der Bersaglieri getreten. War der kurze Feldzug unter General La Marmora auch für die italienische Armee kein sonderlich ruhmreicher gewesen, so hatte er doch Vilfredo Gelegenheit geboten, für sich persönlich einige Lorbeeren zu pflücken. Er war gegenwärtig Oberlieutenant und man hegte große Erwartungen von ihm. Nun war ihm die Idee, der er sein Leben gewidmet hatte, in dem Bilde Spinola's plötzlich, mit dem Zauber einer idealen weiblichen Schönheit verschmolzen, vor Augen getreten, und je weniger er bisher seine Gefühle in Liebeleien verzettelt hatte, um so mächtiger war die blitzartige Wirkung.

Inzwischen war der Abend vor dem Osterfeste herangekommen, und Vilfredo begleitete Mutter und Tochter nach dem Kolosseum. Diese hatten dessen Ruinen noch nie im Mondschein gesehen, ebenso wenig kannten sie die Kunstschätze in den Museen. Dergleichen Genüsse überlassen die römischen Damen meistens den Fremden. Es kostete auch heute einige

Mühe, wenigstens um Signora Morosini zu bewegen, ihren hellen und warmen Salon mit der Nachtluft zu vertauschen; allein Beatrice wünschte es wegen Vilfredo's, und ihr Wille war wie immer für die Mutter Gesetz. Emilio schloß sich der Partie an.

Vor dem Eingange des Amphitheaters hatte sich bereits eine förmliche Wagenburg gebildet, und die Bühne mit den Leidensstationen ringsum war von Fremden überfüllt, welche Rom nicht verlassen wollten, ohne den zauberhaften Anblick genossen zu haben. Die Wirkung des Vollmondes auf die Trümmer der im weiten Kreise hintereinander zum schwarzblauen Nachthimmel sich emporhebenden Sitzreihen war märchenhaft. Selbst Frau Morosini bereute diese Fahrt nicht, und Beatrice hing anfangs in stummem Staunen an Vilfredo's Arm. In silbernen Kaskaden floß das Licht rings von den Höhen, aber man vernahm kein Rauschen, keinen Laut in dem Rinnen, Gleiten und Schweben des flüssigen Glanzes. Die Ruinen der Unterbauten

und Bogen warfen scharfe Schatten hinein. Wie träumend ruhten in dem silbernen Dämmerlichte die phantastischen Formen und Gestalten. Eine schwamm in die andere über, verschwamm, zerrann, und aus Licht und Schatten bildete sich eine neue Märchenwelt, die Seele magisch umspinnend.

Die kleine Hand Beatricens legte sich fester auf den Arm ihres Begleiters, und sie schlug die Augen mit dem Blick der Danae zu ihm auf. Vilfredo sah es nicht, und in der nächsten Sekunde mußte sie über eine Bemerkung ihres Bruders, der mit der Mutter neben ihr stand, lachen. Emilio Morosini fand die Zuschauer interessanter als das Schauspiel, und seine satirischen oder frivolen Aeußerungen unterhielten Mutter und Schwester aufs beste. Sie sahen kaum noch hin, wenn Vilfredo sie auf einen besonders schönen Lichteffekt der stets sich ändernden Beleuchtung aufmerksam machte. Ihm selbst störte die fortwährende Bewegung in der Menschenmenge wiederholt den Genuß. Eben wurde er wieder geschoben und gedrängt, und als er un-

muthig den Kopf wandte, trafen seine Blicke auf ein Gesicht, das in einiger Entfernung von ihm dem über den Ruinen schwebenden Monde zugekehrt war. Es war ein Frauenantlitz, das hell beleuchtet aus der Umhüllung eines schwarzen Spitzentuches emporschaute. Wenn es ein Vorbild der Corinna gab, so war es dieses, und Vilfredo wollte dem ersten Antriebe gehorchend darauf zueilen. Aber Beatricens Arm ruhte auf dem seinigen, und sie sah bei seiner hastigen Bewegung verwundert zu ihm auf. Er mußte sich bezwingen, gedulden, und unter welchem Vorwande sollte er sich auch der endlich Gefundenen nähern?

Ein vielfacher Ruf des Staunens ertönte aus der Menge. Durch die Bogen der Korridore droben leuchtete eine Fackel, und angeglüht von ihrem rothen Lichte schwebte eine Gruppe weiblicher Gestalten in dem dämmernden Silberduft. Vilfredo blickte nur flüchtig hin, doch von der so lange sehnsüchtig Gesuchten gewahrte er darauf nur noch einen Theil des edlen Profils. Sie schien mit einem Manne zu

sprechen, der ihr ein kühn geschnittenes, von einem krausen, schwarzen Barte umrahmtes Gesicht zuwendete. In der nächsten Minute verbarg eine Menschenwoge sie ihm vollends, und dann sah er sie noch einmal an dem Arm des Schwarzbärtigen, der einen weichen Filzhut trug, in der Nähe des Ausganges auftauchen und zurückschauen. Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Glücklicherweise mahnte Signora Morosini schon nach wenigen Minuten, die ihn freilich eine Ewigkeit dünkten, an die Heimkehr, und er suchte mit einer für seine schöne Begleiterin wenig schmeichelhaften Hast den Ausgang zu gewinnen. Sobald die Damen in den Wagen gestiegen waren, verabschiedete er sich und überließ es Emilio allein, mit ihnen nach Hause zu fahren. Beatrice drückte sich schmollend in die Ecke der eleganten Equipage, die Mutter aber war froh, nach der ungewöhnlichen Anstrengung schweigend sich ausruhen zu können.

Hoffend, die Unbekannte noch einzuholen, verfolgte Vilfredo mit raschen Schritten den Weg zur

Stadt. Der Mond verbreitete fast Tageshelle. Die Straße, dem Fuße des Palatin entlang durch den Triumphbogen des Titus zum Forum, erschien wie beschneit. Wagen und Fußgänger belebten sie; allein Corinna entdeckte er nicht. Nur nach ihr spähend, achtete er nicht des magischen Spieles, welches das Mondlicht mit den Ruinen der entthronten Weltbeherrscherin trieb. Er sah nicht die cyklopischen Hallenreste des Konstantindomes an seinem Wege finster gähnen, nicht die schlanken, korinthischen Säulen des Dioskurentempels noch die mächtigen Granitschäfte des Tempels des Saturn, mit den Gebälkstücken auf jonischen Kapitälen, träumerisch auf das Trümmerfeld des Forums schauen, wo die angenagten Marmormassen des Severusbogens über die heilige Straße sich spannten und die Phokassäule den Byzantinismus des entarteten Volkes beschämend verewigte.

Am Fuße der breiten kapitolinischen Treppe machte Vilfredo Halt. Die Spuren der Verlorenen in dem krausen Straßennetz vor ihm aufzufinden,

mußte er als hoffnungslos erkennen und sich mit dem Gewinne begnügen, Corinna in Rom zu wissen. Er überließ sich dem Zufall. Die Straßen, die sich bereits zum Auferstehungsfeste geschmückt hatten, waren ungewöhnlich belebt. Ueberall, wo es der Raum gestattete, waren bunte Zelte aufgeschlagen, in denen Süßigkeiten und fettes Gebäck, mächtige Schinken und Haufen von Würsten auslagen und die Garköche hantirten. Hauptsächlich waren es die Fleischer, die Fett- und Wursthändler, die ihre Läden und Waaren in verlockendster Weise aufgeputzt hatten. Nach den mageren Wochen begannen morgen die fetten Tage, und das Osterfest ist im wahren Sinne eine Auferstehung des Fleisches. Ueberall strahlte heller Lichtglanz, überall eine Fülle von Stechpalmen, Lorbeer und Blumen, von rothen Draperien, Rauschgold, Guirlanden und Fähnchen. Heiter blickten die Menschen, die hier vor den Schaufenstern standen, dort um die Buden sich drängten, oder die Straßen entlang zogen, alle schauend, schwatzend, scherzend. Bunt leuchteten unter ihnen die malerischen Volks-

trachten aus der Umgegend hervor. Die Leute waren von den Gebirgen herabgestiegen und aus der Campagna zur Stadt gekommen, um des Ostersegens des heiligen Vaters theilhaft zu werden. Es waren kräftige Gestalten von schönem Ebenmaße, diese Frauen aus dem Albanergebirge in ihren hellbunten Röcken und Miedern von schwerer Seide und den weißen Kopftüchern, diese im breiten Schlapphut und grauem Radmantel sporenklirrend einherschreitenden Büffelhirten, diese Giunciatori im Spitzhut, in rother Weste mit dem Schaffell darüber und in kurzen Beinkleidern aus zottigem Ziegenfell. Leider fehlte es auch nicht an solchen, denen die Noth und das Fieber aus den gelben Gesichtern lugten, wie dem Landarbeiter in blauem Kittel und blauer Weste, der unter seinem breitrandigen Hute begehrliche Blicke auf die zur Schau gestellten Eßwaaren richtete. Andere lagen betend mit Weib und Kind vor den Heiligenbildern an den Ecken, während die Trasteverin im farbigen, reichen Seidenmieder, die Silbernadel im schwarzen Haar, am Arm des Zuaven, des

Legionärs zur Trattoria oder Osteria schritt, aus der Gläserklirren und Stimmengebrause erscholl.

Ein Gefühl der Vereinsamung überkam Vilfredo in dem lauten und fröhlichen Treiben, in dem Jeder die Freuden des nächsten Tages vorausgenoß. Entmuthigt suchte er sein Hotel auf. So nahe war er Corinna gewesen, daß er fast den Athem ihres Mundes hätte spüren können, und doch war sie ihm wieder entschwunden! Würde er nicht Rom verlassen müssen, ohne sie gefunden zu haben? Sein Urlaub war nahezu abgelaufen. Das Ende desselben gemahnte ihn aber auch daran, daß er sein Versprechen dem Jugendfreunde des Vaters noch immer nicht erfüllt hatte. Er suchte die vergilbte Visitenkarte Ugo Ghibello's hervor und legte sie auf seinen Nachttisch. Es sollte sein Erstes sein, ihn am folgenden Morgen aufzusuchen.

IV.

Ostermorgen.

Das lebhafte Erschallen aller Glocken Roms, die seit dem Charfreitage geschwiegen hatten, dazu das Donnern der Kanonen weckten Vilfredo am frühen Morgen schon. Anstatt der Feier in der Peterskirche beizuwohnen, ließ er sich nach der Via della Lungaretta in Trastevere fahren; zur Segensspende des Papstes kam er nach dem Besuche wohl noch zeitig genug.

Ghibello empfing ihn mit der größten Herzlichkeit und ließ ihn seine Entschuldigung, daß er nicht schon längst gekommen wäre, kaum beginnen.

„Ein junger Mann, der zum ersten Male in Rom ist, da müssen wir Alten warten, das versteht sich von selbst," unterbrach er ihn sofort und zog ihn zu sich auf das Sopha, das ihm zugleich zur

nächtlichen Ruhestätte diente. „Ihr Besuch bereitet mir einen köstlichen Ostermorgen, mein lieber —"

„Vilfredo!"

„Mein lieber Vilfredo also!" und seine Stimme erhebend, rief er: „Camilla! Camilla! — Das ist meine Tochter. Sie ist eben aus der Kirche gekommen und legt nur ihre Sachen ab."

Diese trat darüber aus ihrem Stübchen, und der Vater rief ihr mit heiteren Augen entgegen:

„Mein theures Leben, das ist Agostino's Sohn — Aber was hast Du?" unterbrach er sich, denn Camilla blickte befremdet auf den Gast, der von seinem Sitze emporgeschnellt war.

Vilfredo stand ihr wie ein Verzückter gegenüber; sein Gesicht flammte. Er sah das Original Corinna's vor sich. Nun betrachtete auch Ghibello ihn verwundert.

„Ich bitte um Vergebung," stotterte er nach Fassung ringend. „Ich hatte nicht vermuthet — Die Aehnlichkeit der Signorina mit einem Bilde —"

„Mit dem Bilde unseres Freundes Spinola,"

ergänzte Ghibello. „Es ist mir lieb, daß Sie es sahen.“

„Corinna war es, die mich zu den alten Kampfstätten führte, wo ich Sie traf, Signor Ghibello,“ fiel ihm Vilfredo ins Wort, dessen Augen mit unverhohlener Bewunderung auf dem schönen Mädchen ruhten.

„So danke ich meiner Tochter auch diese Begegnung wie alles Erfreuliche, das ich noch erlebe,“ sagte der Vater mit einem zärtlichen Aufschimmern seiner melancholischen Augen. „Aber, Signor Vilfredo, hat man in Rom die Bedeutung des Bildes verstanden? Ich fürchte, unsere Jugend denkt nicht wie Sie, und der Genius Italiens wird sich in Gram um Rom vergebens verzehren wie Corinna.“

„Wer lebt in Rom, der sie sah und nicht bewundert?“ erwiderte Vilfredo mit einem Feuer, das ein kleines Lächeln auf Camilla's granatrothe Lippen lockte. „Nein, nein, das Schwert Italiens wird sie nicht sterben lassen; zu dem Lorbeer wird es die Brautkrone in ihre Locken flechten.“

Er neigte sich vor dem Mädchen, als ob er das Knie beugen wollte. Ein rother Schein flog über ihre bräunlichen Wangen, während der ernste Blick ihrer großen, schwarzen Augen ihn durchdringen zu wollen schien. Das Lächeln war von ihren Lippen verschwunden, und abwehrend erhob sie die Rechte, indem sie sagte:

„Die Huldigung gehört dem Künstler, Signor Rosati; ich bin nur ein einfaches Mädchen."

„Glycera, wenn ihre Blumen auch nur künstliche sind," rief der Vater. „Aber wohlan, mein junger Freund, werben Sie mit dem Schwerte um Rom, wie Ihr Vater und ich es thaten, als wir noch Jünglinge waren! Es steht freilich zu besorgen, daß man an den grünen Tischen zu Florenz sich nie entschließen wird, dem mächtigen Protektor Roms den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Seine Herrschaft steht heute fester als je. Doch Hoffen ist das schöne Vorrecht der Jugend, Resignation die traurige Pflicht des Alters. — Da fällt mir ein, daß ich aus jenen Blüthentagen unseres Hoffens

noch ein Andenken von Ihrem Vater besitze, das ich Ihnen doch zeigen muß!“

Er öffnete die Lade seines Schreibtisches und brachte nach einigem Suchen einen kleinen Dolch hervor. Es war eine schöne Waffe, deren silberner Griff Masken und Ranken in kunstvoll getriebener Arbeit zeigte. Vilfredo betrachtete sie mit dem Interesse und der Freude eines Kenners und lobte den vorzüglichen Stahl.

„Sie soll ein altes Erbstück Ihrer Familie sein, wie mir Agostino mittheilte,“ äußerte Ghibello. „Eines Abends, wir hatten die Neapolitaner bei Velletri geschlagen und ließen den dortigen Feuerwein uns munden — der Maimond stand über der Gräberstraße — da ritzten wir uns mit ihr den Arm, ließen das Blut in unsern Becher tröpfeln und tranken Blutbrüderschaft, den Tyrannen ewigen Haß schwörend. — Ohne etwas Romantik ging es damals nicht ab.“

„Sie schrieben Signor Agostino, daß Sie Papa trafen?“ fragte Camilla den Gast.

Er verneinte verlegen; er hätte gezögert, weil er gewünscht, mehr als die einfache Thatsache nach Hause berichten zu können, entschuldigte er sich.

„Und deshalb ließen Sie Papa bis heute auf Ihren Besuch warten?“ sagte sie mit einer kleinen Falte zwischen den Bögen ihrer schwarzen Brauen. „Wissen Sie auch, daß er jeden Tag mit der Hoffnung sich betrog, Sie würden kommen?“

Das Herz schlug ihm hoch auf. Welch ein Narr des Glückes war er gewesen! Er wurde erwartet, auch von ihr, wenngleich des Vaters wegen, und er hatte sie überall gesucht, nur hier nicht, wo er sie sofort gefunden haben würde!

„Aber, Kind, wie Du redest,“ schalt der Vater. „Signor Vilfredo ist ja nicht um meinetwillen nach Rom gekommen. Du magst wohl denken, daß er mancherlei Verpflichtungen hat.“

„Nein, nein, ich habe keine,“ versicherte dieser eifrig, den Dolch weglegend, „Signorina Camilla hat Recht, und ich flehe um Gnade.“

Er ergriff ihre Hand und drückte seine Lippen in heißer Buße darauf.

„So beweisen Sie Papa, daß Ihre Reue echt ist,“ erwiderte sie ein wenig verwirrt und entzog ihm die schlanken Finger, als er sie noch länger festhalten wollte. Sie that es ohne Ziererei, wie überhaupt nichts Gemachtes, keine Gefallsucht in ihrem Wesen lag. Es war von einem anmuthigen Anstande und schlicht, wie es die Natur immer ist, und so erschien auch ihre Toilette, welche ihre beschränkten Verhältnisse nicht Lügen zu strafen suchte. Ein einfaches schwarzes Wollenkleid umschmiegte die schlanke Gestalt, und der Mode trotzend, welche in übertrieben aufgebauschten Frisuren sich gefiel, floß ihr bläulich schimmerndes Haar eben um die breite Stirn und war am Hinterkopfe in ungekünstelten Flechten aufgesteckt. Sie trug keine Ringe, keine Ohrgehänge. Ihren einzigen Schmuck bildete eine Korallenschnur mit einem goldenen Kreuzchen um den leicht bräunlich schimmernden Hals, der sich

kräftig gerundet aus einem weißen Spitzenkragen erhob.

„Sie sehen, daß ich an meiner Camilla einen tapferen Anwalt habe,“ scherzte Ghibello, und sie rief, seine Wange flüchtig küssend:

„Muß ich es nicht ein wenig sein, Papa, da Du nur die Rechte anderer Leute bis auf den Punkt über dem J vertheidigst?“

Ghibello hatte sich unterdessen wieder auf das Sopha gesetzt und Vilfredo an seine Seite winkend, forderte er ihn auf, ihm von seinem Vater zu erzählen. „Ich weiß nicht einmal bestimmt, wo er vor den grimmen Wettern der Reaktion sein Haupt barg,“ fügte er hinzu.

Es waren keine ungewöhnlich abenteuerlichen Schicksale, von denen Vilfredo zu berichten hatte. Darum fand er an Ghibello und seiner Tochter nicht minder aufmerksame Zuhörer. Camilla saß ihm gegenüber in der Nähe des Fensters, an dem ihre Blumen blühten, und der Antheil, den er in ihren Mienen las, mochte nicht wenig dazu bei-

tragen, seine Mittheilungen zu erwärmen und zu beleben. So schöpfte wohl Othello aus Desdemona's holder Schönheit die Zauberkraft, mit der die Erzählungen seiner Kriegsfahrten auf seine Zuhörerin wirkten. Vilfredo sprach in seinem Herzen nur zu Camilla. Wie er erzählte, war Agostino Rosati glücklich nach Genua entkommen, ehe auch Piemont, dem Drucke der kontinentalen Reaktion nachgebend, seine Grenzen den Flüchtlingen verschließen mußte. An Bord eines Kauffahrers war er nach England gegangen. Von Hause aus wohlhabend, blieb ihm wenigstens die materielle Noth des Exils und der harte Pfad erspart, den, wie Dante klagt, der Verbannte auf fremden Treppen auf- und absteigt. Die Sehnsucht jedoch nach der sonnigen Heimat, die er in den Nebeln Englands doppelt schmerzlich vermißte, sollte er ganz und voll kennen lernen. Allein er war nicht der Mann, sich in diesem Gefühl unthätig zu verzehren, nachdem ihm deutlich geworden, daß an ein Wiederaufflammen der Revolution, mit welcher Hoffnung die Flüchtlinge das

bitter gesalzene Brod der Fremde zu würzen suchten, nicht zu denken sei. Schon auf der Seefahrt von Genua nach London war in ihm die Idee angeregt worden, die er nun verwirklichte: er wurde Kaufmann.

„Kaufmann! Er, der immer nur Soldat gewesen war?“ rief Ghibello höchlich überrascht. „Wahrlich, der Entschluß dazu kann ihm nicht leicht geworden sein! Wissen Sie es, mein junger Freund, daß Ihr Vater bis zum Ausbruche der Revolution Offizier in der Armee des Großherzogs von Toskana war und daß er damals seinen Abschied nahm, um unter Garibaldi erst in der Lombardei, dann hier für die Freiheit Italiens zu kämpfen.“

„Ich weiß es,“ versicherte Vilfredo. „Für das Vaterland war er jedes Opfers fähig. Hatte er sich doch selbst von meiner Mutter losgerissen und von mir, der ich damals erst kürzlich geboren war.“

Camilla warf einen besorgten Blick auf ihren Vater, der sich bei diesen Worten mit einem trüben

Lächeln über Scheitel, Stirn und Augen strich. Vilfredo aber fuhr in seinem Eifer fort:

„Da ich selbst Soldat bin, so vermag ich es ihm wohl nachzufühlen, welche Ueberwindung es ihn gekostet haben muß, in die Dienste Merkurs zu treten. Aber mit eiserner Willenskraft wie immer verfolgte er auch diesmal sein Ziel, und sobald er mit seinem Plane im Reinen war, ließ er uns zu sich kommen. Seiner Energie gelang es denn auch, sich durch alle Schwierigkeiten seines Berufes hindurch und empor zu arbeiten. Darüber ist er allerdings ernst, sehr ernst geworden, und nach den Schilderungen meiner Mutter, wie er früher war, dürften auch Sie ihn kaum wieder erkennen, Signor Ghibello."

„Würde es ihm mit mir anders ergehen?" fragte dieser. „Das Leben bildet fortwährend an uns aus und um, und nicht immer mit der sanftesten Hand, so daß wir selbst in späteren Jahren in dem Bilde unserer Jugend unsere Züge nicht wieder zu finden vermögen. Agostino freilich ist darin glück=

licher als ich, wie er stets ein Günstling des Glückes war. Er sieht in seinem Sohne die eigene Jugend verkörpert vor sich stehen."

„O, Papa, das hättest Du nicht sagen sollen," schmollte Camilla. „Du wirst mich noch eifersüchtig auf Signor Vilfredo machen."

„Eifersüchtig, Geliebteste? Aber in Dir lebt mir Deine theure, unvergeßliche Mutter fort," erwiderte er bewegt.

Sie machte eine Bewegung, als wollte sie sich in seine Arme werfen, kehrte sich aber rasch dem Fenster zu, um dem Gaste ihre nassen Augen zu verbergen.

„Ihre früh verstorbene Mutter," flüsterte der Vater, und Vilfredo drückte ihm mit stummer Theilnahme die Hand.

Camilla pflückte von ihren Blumen einige welke Blätter ab, und der Vater fuhr nach einer kurzen Pause fort, er hoffe, daß das Glück Agostino auch in der Heimat treu geblieben sei, nachdem die neue Aera ihm die Rückkehr gestattet. Vilfredo bestätigte es und fügte hinzu:

„Mit Ungeduld erwartet er jetzt die Vollendung der Einheit Italiens, um ein Unternehmen ins Werk zu setzen, das ihn schon lange beschäftigt. Es ist nichts Geringeres als die Korrektur des Tiber, um die Campagna wieder in gesunde, blühende Fluren zu verwandeln. Das nöthige Kapital würde sich in dem einigen Italien leicht finden lassen, meint er."

„Diesen Drachen zu tödten, der Gift aushauchend vor den Thoren Roms verborgene Schätze hütet, Fluch in Segen zu verwandeln, wahrlich ein schöneres Ziel konnte sich Agostino nicht stecken," rief Ugo Ghibello begeistert.

In diesem Augenblicke erhob sich ein Krachen, von dem die Fensterscheiben zitterten und klirrten, so daß Camilla erschrocken zurückwich. Es waren die Kanonen von dem unfernen Kastell S. Angelo, welche verkündeten, daß der Papst von der Loggia der Peterskirche aus die Stadt und den Erdkreis gesegnet, und die Feinde der Kirche verflucht hatte.

„Es befinden sich auch Könige darunter, und

Viktor Emanuel ist einer von ihnen," bemerkte Ghibello sarkastisch. „Aber die Blitze zünden nicht mehr. Sie hätten indessen das Schauspiel nicht versäumen sollen."

Vilfredo zuckte leicht die Achseln. Er hatte unterdessen ungleich Beglückenderes genossen. Camilla mahnte ihn, dafür morgen wenigstens nicht die Girandola und das Feuerwerk zu versäumen.

„Wenn ich sie in Ihrer Gesellschaft genießen darf?"

„Odi profanum vulgus, mein lieber Vilfredo," antwortete an des Mädchens Stelle der Vater. „Ich scheue das Volksgewühl und Gedränge und beabsichtigte, auf dem Palatin die Ausgrabungen in Augenschein zu nehmen. Die farnesischen Gärten sind morgen zwar für das Publikum geschlossen, allein ich kenne den Kustos, und er läßt uns gern ein."

„So lassen Sie uns als Bürger einer kommenden Zeit von den Palasttrümmern der heidnischen Cäsaren auf die flammende Peterskirche hinabschauen," rief Vilfredo heiter, und Camilla stimmte ihm zu.

„Das ließe sich vielleicht thun," meinte der Vater, und man kam überein, sich auf dem Palatin zu treffen.

Vilfredo erhob sich, und als er Camilla zum Abschiede die Hand reichte, fragte er, indem er ihr mit einem tiefen Blick in die sonnigen Augen schaute:

„Unsere Väter waren Freunde, Signorina, sollen wir es nicht auch sein?"

„Man behauptet, daß wir Frauen uns schlecht auf die Freundschaft verstehen," antwortete sie nach einem kurzen Zögern, und mit einer kleinen Schalkhaftigkeit, die sie bei ihrem Ernste reizend kleidete, fügte sie hinzu: „Doch ohne Dolch und Schwur, Signor Vilfredo!"

Sie erwiderte den Druck seiner Hand, aber ließ es nicht geschehen, daß er die ihrige an seine Lippen zog.

Ihm war es, als ob ihn Wolken die schlechten Treppen hinuntertrügen, und nur wie durch Wolken dämmernd erschienen ihm Welt und Menschen. Auf

der Villa Morosini wurde das Osterfest mit einem großen Diner gefeiert, zu dem auch er geladen war. An der Decke des Speisesaales war Amors Vermählung mit der Psyche im Olymp gemalt; Amoretten umgaukelten die frohen Götter und streuten Blumen auf die Gäste herab. Vilfredo tafelte dort oben, und weder die elegante Gesellschaft, in der schöne Augen mit den Edelsteinen um die Wette funkelten und flammten, noch die auserlesenen Speisen und Weine, welche die Unterhaltung unstät umflatterte, vermochten ihn herabzuziehen. Er gewahrte nur ein farbiges Wogen und vernahm nur ein Rauschen um sich her, und die Rosen des Lukullus wurden für ihn, der für kulinarische Genüsse überhaupt wenig empfänglich war, zu Brennesseln, je mehr sich das Diner in die Länge zog. Sobald man von der Tafel aufstand, schlich er sich fort, um wenigstens noch einen Blick auf die Fenster zu werfen, hinter denen Camilla athmete.

V.

Das Ständchen.

Die Lampe brannte hinter den geschlossenen Vorhängen, und ihr gedämpftes Licht fiel auf die geistvolle Stirn Ugo Ghibello's und die edlen Züge Camilla's, um die noch die duftende Frühlingsfrische zu schweben schien, die sie unter den Bäumen vor der Porta Angelica eingesogen hatte. Sie waren nur eben von einem Spaziergange gegen den Ponte Molle zu heimgekehrt. Es verging selten ein Abend, an dem Ghibello seiner Tochter, während sie arbeitete, nicht etwas vorlas. So that er auch jetzt; allein wegen des Feiertages saß ihm Camilla müßig gegenüber, und ihre Hände ruhten lässig in ihrem Schooße. Nachdem ihre Großmutter, die seit der Verheirathung ihres Sohnes bei diesem

gelebt, vor einem Jahre etwa hochbetagt aus dem Dasein geschieden war, hatten Vater und Tochter sich noch enger an einander geschlossen wie zwei Schiffbrüchige auf einer einsamen Insel im Ocean. Sie war eine einfache Frau gewesen, die Großmutter, ohne sonderliche Bildung, doch hellen Verstandes und festen Charakters. Für Ugo Ghibello war ihr Tod ein fast noch größerer Verlust gewesen als für die Enkelin, der ihre verständig sorgende Liebe die Mutter voll ersetzt hatte. Ihr hatte er es hauptsächlich zu danken, wenn er unter den schweren Schlägen, die sein Leben verwüstet hatten, nicht zusammengebrochen war; ihr auch, daß Camilla unter den Trümmern zur schönen Blüthe sich entfaltet hatte.

Der Vater hatte kaum zu lesen begonnen, als an die Thür geklopft wurde, und zugleich rief eine Stimme:

„Ich bin's, Spinola. Stör' ich?"

„Nur herein," antwortete Ghibello, indem er das Buch fortlegte, und in dem Schein der Lampe

tauchte die Gestalt des Malers auf. Sein Wuchs war hager, aber nicht schwächlich, und aus dem adlerartigen, bärtigen Gesichte schauten unter vorgewölbten Brauen dunkle Augen, wie ein See, der im Schatten von Felsenufern träumt. Seine Stirn verschwand fast unter dem überfallenden, krausen Haar. Er mochte dreißig Jahr alt sein, und der Schnitt und Zustand seines aus groben Stoffen gefertigten Anzuges berechtigten zu der Folgerung, daß er auf sein Aeußeres wenig gab.

„Ich wollte Ihnen nur noch ein frohes Fest wünschen,“ sagte er, und Camilla lächelte:

„Am Abend, Signor Antonio.“

„Dafür bringe ich Ihnen einen Gruß von der Campagna,“ versetzte er und übergab ihr einen großen Strauß von Feldblumen. „Sie schliefen am Morgen noch, als ich fortging.“

„Ach, wie köstlich,“ rief sie, den Wohlgeruch der Veilchen, Primeln, Jonquillen und Hyazinthen einathmend, und nickte dem Maler ein freundliches „Danke!“ zu.

Ueber seine scharfgeschnittenen Züge leuchtete ein flüchtiges Lächeln.

„Sie waren also den ganzen Tag über draußen fleißig?“ fragte Ghibello, während Spinola, das Haar aus der Stirn schüttelnd, an den Tisch sich setzte.

„Ich hatte nur mein Skizzenbuch mitgenommen und habe nicht viel gethan,“ sagte er.

Camilla breitete die Blumen vor sich aus und begann sie zu einem neuen Strauße zu ordnen, wobei Spinola ihr so aufmerksam zusah, daß er die weitere Frage Ghibello's, wo er gewesen wäre, überhörte oder doch nicht beantwortete. Ghibello machte vorläufig auch keinen Versuch, ein Gespräch in Gang zu bringen, wußte er doch aus Erfahrung, daß der Maler aus gesellschaftlichen Rücksichten nicht zum Sprechen zu bewegen war. Spinola war bereits seit mehreren Jahren ein Hausgenosse des Advokaten. Seine Wohnung lag auf demselben Flur auf der anderen Seite der Treppe; Ghibello verbrachte manche müßige Stunde in seinem Atelier,

und Spinola kam öfters des Abends herüber. Unter den mächtigen Eichen und Kastanien der Sabinerberge hatte seine Wiege gestanden, in einem jener verfallenen Nester, in denen die Maler Sommerfrische ihr Zelt aufschlagen. Civitella war seine Heimat. Als kleiner Knabe hatte er den Malern zum Modell gedient; dann war er nach Rom gewandert, um selbst ein Maler zu werden.

Mit fünf Scudi in der Tasche hatte er seinen Einzug in die ewige Stadt gehalten, nach der er so oft von der Mauer bei der Porta Romana ausgeschaut, wann die sinkende Sonne ihr klares Goldlicht über das zerklüftete Gebirge ausgegossen hatte. Unter harten Entbehrungen, mit dem Fleiße des Genies und der Halsstarrigkeit des Contadino hatte er sich allmälig heraufgearbeitet, des Schweißes nicht achtend, der von seiner Stirn auf das scharfkantige Geröll seines Weges träufelte, das seine Füße blutig riß. Die Kultur oder das, was man gern für sie ausgeben möchte, hatte nur wenig an ihm herumgeschliffen, und auch jetzt noch fühlte er

sich am wohlsten in den verräucherten Osterien, unter dem Himmel der Campagna: da regte sich sein Schaffensdrang, da träumte er Entwürfe, da arbeiteten sich seine künstlerischen Ideen zur Klarheit durch.

Er war überhaupt keine gesellige Natur und schloß sich Anderen nur schwer an. Mit seinen leichtlebigen Kunstgenossen kam er daher wenig in Berührung. Nur mit einem unter ihnen verkehrte er vertrauter, einem Landsmann, Namens Carlo Petrucchi, den er schon in Rom vorfand, und der seines Zeichens ein Landschaftsmaler war. Petrucchi war noch schweigsamer als er, und es kam wohl vor, daß Beide bei der schilfumflochtenen Flasche eine Stunde lang sitzen konnten, ohne ein Wort miteinander auszutauschen.

Viel Wissen beschwerte Spinola nicht. Was der gute Arciprete in Civitella, der die wandernden Maler gastfreundlich behauste, da es im Orte keine Herberge gab, ihn hatte lehren können, das hatte er gelernt. Es war nicht viel. Aber er besaß viel

Intelligenz, und der Verkehr mit Ghibello hatte seinen geistigen Horizont bedeutend erweitert. Auf der anderen Seite kam dieser Umgang Camilla bei ihren Arbeiten zu statten. Er komponirte für sie manches Bouquet, das er mit dem Stifte auf ein Stück Papier warf, während sie bei der Lampe plauderten oder Ghibello vorlas, oder er brachte ihr von seinen Ausflügen wie heute lebende Modelle mit.

Als sie diese jetzt nach ihrem Geschmack geordnet hatte und den Strauß von sich ab in das volle Licht hielt, um die Wirkung zu prüfen, brach er sein Schweigen und sagte:

„Sie hätten doch Malerin werden sollen! Wenn Sie sich noch dazu entschlössen, was meinen Sie? Sie haben einen so feinen Kunstsinn und die Handgriffe will ich Ihnen schon beibringen.“

„Lassen Sie mich nur bei meinem Kunsthandwerk,“ entgegnete sie mit einem ungläubigen Kopfschütteln. „Bei ihm versteht sich das Tagelöhnern von selbst. Es würde mich sehr unglücklich machen

Flügel zu haben und sie nicht gebraucheu zu dürfen. Könnte ich aber eine Kunst wählen, so würde ich Bildhauerin; Gestalten zu schaffen, den Stein mit Leben und Seele zu erfüllen, das könnte mich reizen."

Sie nahm die Abfälle des Straußes zusammen und verließ auf einen Augenblick das Zimmer, um für ihre Blumen einen Krug mit Wasser zu holen.

„Und nicht alle Flügel tragen zur Sonne," bemerkte der Vater. „Sie wissen aus eigener Erfahrung, Signor Antonio, welcher Kraft es bedarf, um sich nur über die Grenzlinie des Gewöhnlichen zu erheben: heute freilich liegt Ihnen das schon in grauer Ferne."

„Wieso?" fragte Spinola zerstreut und nahm aus der äußeren Brusttasche seines sackartigen Rockes eine Cigarre, steckte sie aber, sich besinnend, wieder fort. Er wollte den Frühlingsduft, den die Blumen ausströmten, nicht durch das schreckliche Kraut verpesten, welches die päpstliche Regierung fabrizirte.

„Weil Sie diese Grenzlinie schon längst überschritten haben," erklärte Ghibello, „und jetzt hat

Ihre Corinna Sie zum berühmten Manne gemacht."

Antonio zog geringschätzig die Schultern in die Höhe.

„Nun, nun, seien Sie nicht zu bescheiden, mein Lieber," lächelte der Alte, Spinola aber grollte mit finsterer Miene: „Ich wollte, daß ich das Bild nie ausgestellt hätte!"

Camilla, welche inzwischen zurückgekommen war und den Strauß in den alterthümlichen Krug stellte, blickte fragend auf ihn und er sah verlegen zur Seite.

„Wie?" rief Ghibello verwundert. „Aber alle Welt bewundert es und wenn ‚alle Welt' für Sie ein leeres Wort ist, so nehmen Sie Einen für Alle. Sie hätten nur hören sollen, mit welcher Begeisterung der junge Rosati heute Morgen von ihm sprach."

„Er hat Ihnen also endlich seinen Besuch gemacht?" fragte der Maler gespannt. „Unterschreiben Sie das Urtheil Ihres Vaters über ihn, Signora Camilla?"

„Nach einem ersten Besuche?“ fragte sie mit unbefangener Miene dagegen und stellte die Blumen mit den Worten: „Sie duften zu stark,“ von dem Tische auf das Fensterbrett.

„Er war Feuer und Flamme für die Idee Ihres Bildes,“ rief der Vater.

„Für Corinna,“ sagte der Maler und betrachtete finster den Rücken seiner Hand, die er mit gespreizten Fingern wagrecht vor sich hinstreckte.

„Es ist schade, daß Sie unterdessen in der Campagna umherschweiften,“ fuhr Ghibello fort. „Aber er wird wiederkommen und Sie werden ihn kennen lernen. Sie verachten unsere jungen Herrchen, diese geschniegelten und gebügelten Modepuppen und Wüstlinge, deren Kopf und Herz so hohl sind wie eine Glocke. Nun gut, Vilfredo Rosati ist ein Mann und ich bin überzeugt, Sie werden Freunde werden.“

„Ich bedarf keines Freundes,“ antwortete der Maler rauh.

„Glauben Sie wirklich, daß Jemand eines

wahren Freundes entbehren kann?" fragte Camilla ernst.

„In meinen Jahren schließt man keine Freundschaften mehr," erwiderte er, indem er sich das krause Haar aus der Stirn strich, und mit einem tiefen Aufathmen fügte er hinzu: „Aber Ihre Freunde, Signorina, werde ich stets betrachten, als ob sie die meinigen wären."

Sie dankte ihm dafür mit einem herzlichen Worte, bei dem sein bronzirtes Gesicht sich lebhafter röthete. Er murmelte etwas Unverständliches und griff nach dem Buche, aus dem Ghibello vorzulesen begonnen hatte, schaute hinein und legte es wieder hin."

„Verbotene Waare," lächelte Ghibello. „Welche freie Geistesregung stände bei uns nicht auf dem Index? Aber eben so wenig wie die Sorge kann man den Athem der Freiheit aussperren; ihr Hauch dringt durch die kleinste Ritze."

Das Buch enthielt die Gedichte von Giuseppi Giusti, deren schneidige Satire die Bourbons und

Lothringer aus Italien hinausgespottet hatte, wie die Béranger's die Orleans aus Frankreich.

„Wenn Sie zuhören wollen, lese ich weiter," sagte Ghibello und nahm das Buch auf.

Antonio Spinola zog als Antwort sein Skizzenbuch, das ihn auf allen seinen Ausflügen begleitete, aus der Tasche und Ghibello begann.

Er hatte sich in seiner erzwungenen Unthätigkeit zu einem geistigen Feinschmecker entwickelt und die Gedichte Giusti's kannte er meistens auswendig. schon von der Zeit her, als sie nur erst abschriftlich unter den Liberalen von Hand zu Hand gegangen waren. Jede Pointe verstand er zur Geltung zu bringen.

Für ein Mädchen war die gewählte Lektüre etwas seltsam. Camilla war jedoch in keiner Klosterschule abgerichtet worden; der Vater selbst hatte sie unterrichtet und gebildet. Sie wußte und verstand daher Manches, wovon ein römischer Frauenkopf sich gewöhnlich nichts träumen läßt. Aufmerksam hing ihr Ohr an den Lippen des Vaters

und ihr Minenspiel bekundete, wie der sittliche Zorn Giusti's, sein Schmerz um das geknechtete Vaterland, sein beißender Spott über die schweifwedelnden Streber und den Schachergeist der Zeit, dem Alles feil war, lebhaft von ihr mitempfunden wurden. Ihre Wangen begannen zu glühen, ihre Augen blitzten und ihr reizender Mund lächelte bald, bald zürnte er oder verzog sich zum Spott.

Spinola beobachtete sie verstohlen, wohl mit dem Auge des Künstlers nicht allein. Wenn er, nach seinem eigenen Geständnisse, in der Campagna so gut wie nichts gethan, so trug der Gedanke an sie die Schuld, ein Gedanke, der voll Unruhe war und ihn nirgends hatte rasten lassen. So lange Camilla ihm zu seinem Bilde gesessen, wozu sie sich erst nach langem Sträuben entschlossen, hatte er sich in die schönen Linien ihrer Gestalt und die edlen Züge ihres Antlitzes vertiefen können, ohne daß sein Herz schneller geschlagen hätte. Erst als das Bild auf die Ausstellung gewandert war, ja man kann sagen, in dem Moment, in dem er es verhüllt

hatte, um es fortzuschicken, hatte sich in seinen Gefühlen eine Umwandlung vollzogen. Alle Ruhe war von ihm gewichen; es war ihm, als ob er sein Heiligstes der Oeffentlichkeit Preis gegeben hätte und der von Tag zu Tag wachsende Beifall machte ihn nicht froh, sondern wüthend. Er redete sich ein, daß derselbe nicht seiner Kunst, nicht der Idee, sondern deren Trägerin gälte, und es wäre ja auch in vielen Fällen schwer zu bestimmen gewesen, ob nicht die Schönheit Corinna's über die Idee triumphirte und die Kunst in den Schatten stellte. Für Spinola war es ausgemacht, daß die Bewunderung nur auf Camilla sich bezog und die Vorstellung, daß jeder Laffe das schöne, edle und reine Antlitz ungehindert begaffen durfte, erfüllte ihn mit einer Art von Ingrimm, dessen Natur ihm nicht deutlich werden wollte. Denn er pflegte seinen Gefühlen sich hinzugeben, ohne sie zu analysiren. Er war voll Unruhe, die ihm die Arbeit verleidete, und ärgerlich über sich selbst wegen seiner Unthätigkeit, aber die Lösung seines räthselhaften Zustandes

fehlte ihm. Er hätte vor Camilla niederknieen und zu ihr beten können wie zu einem Heiligenbilde. Das konnte nicht Liebe sein, wie er sie wohl schon früher heftig genug empfunden hatte.

Camilla gab nicht auf ihn Acht. Anfangs hatte sie wohl bei einem Verse, der ihr besonders gefiel, seine Beistimmung durch einen Blick herausgefordert; jetzt sah sie ihn nicht mehr.

Sie hatte den rechten Ellenbogen auf den Tisch und die Wange in die Hand gestützt. Aus dem Schwirren und Klirren der scharfen Liederpfeile waren ihr die begeisterten Worte Vilfredo's erklungen, daß er mit dem Schwerte um Roma werben wollte, erklungen in dem Wohllaut seiner toskanischen Aussprache. Sie sah seine Sammetaugen dabei flammen; doch seltsam! Das Feuer der Begeisterung schmolz in dem tiefen Blick, den er bei dem Abschiede in ihre Augen gesenkt hatte.

Der Ernst ihrer Mienen wandelte sich in eine träumerische Weiche und jetzt ertönten wie ein Echo ihrer Stimmung Mandoline, Flöte und Geige in

einem Adagio herauf. Camilla hob lauschend den Kopf, der Vater ließ das Buch und Spinola den Stift sinken, den er nur zum Scheine führte. Unter ihnen, gegenüber, vernahm man das Klirren sich öffnender Fenster. Camilla folgte dem Beispiele, Ghibello lehnte sich neben ihr heraus und der Maler blickte über ihre Köpfe. Das Adagio sang weich durch die Nacht und in der ganzen Nachbarschaft thaten sich die Fenster auf, beugten sich lauschende Köpfe hinaus und die Balkons füllten sich mit Zuhörern. Ein allgemeines Bravo lohnte den Musikern, als sie geendet hatten. Sie standen, im Mondschein deutlich sichtbar, vor dem Hause, in dem Ghibello wohnte. Wenige Schritte von ihnen entfernt aber warf ein tiefer Thürbogen seinen Schatten über denjenigen, der das musikalische Kleeblatt mit einer Hand voll Paoli aus einem Kaffee am Corso entführt, wo es sich ambulirend hatte hören lassen. Auch auf der Straße begannen sich Zuhörer um die kleine Kapelle zu sammeln, die, von dem Beifall angeregt, Arien, Tänze, Allegros

im bunten Wechsel folgen ließ. Und jetzt ertönte in der Richtung von Ponte Rotto her ein fröhlicher Gesang. Eine Schaar trasteveriner Bursche in ihren schwarzen Sammetjacken und rothen Leibbinden kam mit ihren Mädchen Hand in Hand, vermuthlich aus der Schänke am Monte Testaccio, heimgezogen, an der Spitze ein Fackelträger trotz des hellen Mondscheines. Sie sangen ein Tanzlied und sofort fielen Geige, Flöte und Mandoline in die Weise ein und um die Musiker schlang sich bei Mond- und Fackelbeleuchtung der muntere Reigen.

Es gab ein heiter bewegtes Bild: die tanzenden Burschen und Mädchen in ihren malerischen Trachten, die Zuschauer auf den Balkons und in den Fenstern der alten Häuser, Alles vom Mondlicht umwoben. Aber welcher Schönen galt die Serenade? Die Frage flog herüber und hinüber; man rieth, man stritt in Ernst und Scherz. Den Lauscher in der dunklen Thürnische gewahrte oder beachtete Niemand. Er seinerseits richtete sein Augenmerk nur auf ein einziges Fenster. Erst

nachdem die Musiker mit einer letzten schmelzenden Opern-Melodie der unbekannten Schönen ein Felicissima notte gesungen, die Tänzer weiter gezogen und die Zuhörer sich zerstreut hatten, wagte er sich aus seinem Versteck hervor. Camilla, die noch am Fenster stand, sah ihn daherkommen und das Gesicht zu ihr emporkehren. Er grüßte herauf, der Mond beleuchtete hell die edelstolzgewölbte Stirn und mit einem süßen Erschrecken überflog es sie: ihr hatte das Ständchen gegolten!

VI.

Unter den Ruinen der Kaiserpaläste.

Der goldene Schlüssel öffnete Vilfredo mühelos die Pforte zu den farnesischen Gärten. Wie er erfuhr, war Ghibello bereits vor einer halben Stunde gekommen. Von den einstigen Gartenanlagen war wenig übrig geblieben. Krautfelder und weiter oben bei den Ruinen Aloe und Kaktus bedeckten, was die Spaten der napoleonischen und päpstlichen Forscher noch nicht umgewühlt hatten. Verwildertes Gebüsch wucherte auf den ehemaligen Terrassen. Hier und da schimmerte eine verstümmelte Marmorstatue, eine Bank unter Myrthen, Lorbeer, Rosen und Kamelien oder trauerte ein versiegter Springbrunnen in der Sonne.

Als Vilfredo nach dem Trümmerfelde hinaufging, wo einst die Hütte des Romulus und zuletzt

die Prachtpaläste der Kaiser gestanden hatten, gewahrte er plötzlich Camilla, die allein auf einer Ruhebank im Schatten blühender Kamelien saß. Sie erröthete, als sie seiner ansichtig wurde und er kam schnell auf sie zu mit freudestrahlenden Mienen. Es war ein reizender Platz, an dem er sie traf und sie machte keine Einwendungen, als er sie bat, noch zu verweilen; zu den Ruinen kämen sie ja zeitig genug. Zu ihren Füßen lag das Kolosseum und das Forum. Ueber das Kapitol schweiften die Blicke zu den Palastmassen des Quirinal, die sich inselartig aus dem Häusermeer erhoben und hinter denen die grünen Wipfel des Monte Pincio und der Villa Borghese in der Sonne schimmerten. Die sanften Linien des Albanergebirges umgrenzten den Horizont. Vom Meere her wehte ein sanfter Lufthauch und wie Schwäne mit blendend weißem Gefieder zogen droben in der transparenten Bläue des Himmels kleine Wölkchen über der Siebenhügelstadt. In den Gebüschen des Palatin zwitscherten und sangen die Vögel.

„Dort sah ich Sie zuerst,“ sagte Vilfredo, auf den zerbröckelten Riesenzahn des Kolosseums deutend. „Vorgestern Abend war's, und ich ahnte nicht, wer Sie seien. Wie eine Vision tauchten Sie im Mondlicht auf und verschwanden wieder.“

„Vielleicht war es auch nur eine Vision,“ antwortete Camilla in die Ferne schauend. „Es löst sich Vieles in Rauch auf und zerrinnt zwischen unseren Fingern, was uns Wirklichkeit dünkt.“

„Nicht, was der Mensch einmal mit dem Herzen erfaßt hat,“ rief er feurig.

Sie schüttelte mit einem stummen Proteste den Kopf.

„Kann es die Todten aus den Gräbern erwecken?“ fragte sie nach einer kurzen Zögerung dagegen und richtete die Augen wehmüthig auf ihn. „Was hilft es, daß man die Häuser der Adeligen und die Paläste der Kaiser hier aus dem Schutte der Vergangenheit ausgräbt? Der Fuß des Schicksals hat sie zu Trümmern zerstampft, und es bleiben Trümmer nur der Herrlichkeit, die einst war.“

„Aber sie existirte doch einst," entgegnete er warm. „Ihre Schöpfer genossen sie und fühlten sich durch sie beglückt. Die Vergangenheit gehörte ihnen, die Gegenwart gehört uns."

„Aber die Schatten, die aus der Vergangenheit aufsteigen, fallen darüber und verdunkeln sie," sagte sie trübe.

„Die Sonne des Glückes wird sie verscheuchen, und ich würde sie stillzustehen zwingen," rief er.

„Der Glückliche darf sich Alles zutrauen," entgegnete sie und die breiten Lider senkend, fügte sie leise hinzu: „Ich habe keinen Glauben an die Beständigkeit des Glückes, ich vermag überhaupt an das Glück nicht zu glauben."

Er erschrak, und seine Augen übergossen die neben ihm Sitzende mit einem Strom von Mitleid und Liebe. Sie sah vor sich nieder und wühlte mit der Spitze ihres Sonnenschirmes in dem Kies. Eine Wolke voll Traurigkeit schwebte zwischen ihren feinen Brauen. So jung und so hoffnungslos,

durchbebte es ihn. Aber seine Liebe konnte sie in einem solchen Zustande nicht lassen und er begann:

„Sie sollten sich von Rom lossagen, Signora Camilla, und zu uns kommen in das schöne, heitere Florenz. Rom ist so schrecklich ernst. Mir ist es immer, als sähe ich den Geist, der hier an dieser Stelle die Fundamente der Weltbeherrscherin legte, wie eine Wolke vor der Sonne Italiens schweben. Ja, kommen Sie zu uns, bewegen Sie Ihren Vater, den ja hier nichts zu fesseln scheint, daß er an den Arno übersiedelt. Florenz ist jetzt der Mittelpunkt unseres nationalen Lebens; dort würde man seinen Geist besser zu schätzen wissen als hier, und ein geeigneter Wirkungskreis ihm nicht fehlen. Mein Vater würde ihm dabei gewiß mit Freuden behilflich sein, ist er doch noch tief in seiner Schuld, und ich weiß ja, welch' hohe Meinung er von Signor Ghibello hat. Sein Einfluß reicht weit. O, es würde Ihnen Beiden in Florenz, dem blühenden, schon gefallen, und meine Mutter, meine Schwestern,

zwei liebe heitere Mädchen, Sie, Camilla, mit offenen Armen empfangen."

Camilla trank ihm die Worte von den Lippen. Welch' freundlich Bild beschwor er vor ihr, der Einsamen, herauf! Aber dann schüttelte sie den Kopf.

„Es ist zu spät!" seufzte sie.

„O nicht doch," protestirte er. „Signor Ghibello ist jünger als mein Vater, so viel ich weiß, und kann daher nicht mehr als fünfzig Jahre zählen."

„Nicht die Zahl der Jahre hat ihn alt gemacht; der Glückliche würde sie leicht getragen haben," sagte sie bekümmert.

„Es ist noch so viel geistiges Leben in ihm; er wird sich in unserer Mitte verjüngen," rief Vilfredo mit großer Wärme.

„Was finstere Wetterwolken zerschlagen haben, richtet nachher auch der freundlichste Sonnenschein nicht wieder auf," bemerkte Camilla mit zitternden Lippen.

„Aber es werden sich die Folgen des Wetter-

schlages mildern lassen. Haben Sie Vertrauen zu mir! Ich habe freilich erst seit gestern das Glück, Sie persönlich zn kennen, aber es ist mir, als hätte es keine Zeit gegeben, in der ich Sie nicht gekannt hätte, und Sie erlaubten mir, Ihr Freund zu sein."

Camilla erröthete jäh bis zum Stirnhaar, und ebenso rasch ebbte das Blut zum Herzen zurück und entfärbte ihr Gesicht.

„Sie meinen es gut und dafür danke ich Ihnen herzlich," sagte sie, ihre Erregung niederkämpfend, und reichte ihm die Hand. „Helfen kann uns Niemand, nicht Ihr Vater, nicht Sie. Es giebt Leiden, welche den Menschen zwingen, einsam zu bleiben; sie zwingen uns, selbst den Freund zurückzuweisen und ihn zu bitten, uns zu meiden. Ein unfruchtbares Mitleid ist Alles, was er uns zollen darf."

„Aber das ist furchtbar, was Sie da sagen," rief er, aufs Tiefste erschüttert. „Doch es ist ja unmöglich — und wenn —. So lehren Sie den

Freund wenigstens dieses Leid kennen, ich beschwöre Sie, Camilla!“

„Ich kann es nicht,“ entgegnete sie mit einer abwehrenden Geste, und als er sie darob vorwurfsvoll anschaute, fuhr sie fort: „Fragen Sie mich nicht weiter, ich bitte Sie!“ Flehend blickte sie ihn an. „Und dann, zu resigniren ist ja das allgemeine Menschenlos. Darum ist vielleicht derjenige als der Glücklichere zu preisen, dem das Schicksal den bitteren Kelch schon in der Jugend reicht. Wenn wir nichts mehr zu hoffen haben, haben wir auch nichts mehr zu fürchten. — Und jetzt, mein Freund,“ schloß sie nach kurzer Pause, „lassen Sie uns Papa aufsuchen, der Sie gewiß schon längst erwartet.“

Sie erhob sich und er folgte ihrem Beispiele. Einige Schritte ging er stumm neben ihr her und kaute an seinem Lippenbart. Dann blieb er stehen und sagte mit der Miene der Entschlossenheit:

„Sie müssen einem Soldaten nicht von Resignation sprechen, Camilla. Mein Beruf ist, gegen den Feind zu kämpfen, ohne danach zu fragen, wie

stark er sei. Ich will lieber mit dem Degen in der Hand fallen als mich ergeben."

Camilla verbarg ihr Gesicht vor ihm, indem sie es zur Seite wendete und schweigend ging sie weiter.

Sie fand Ghibello bei den mächtigen Ruinen, die einst der Palast des Caligula gewesen waren. Er war eben aus den tiefliegenden Gewölben heraufgestiegen und klopfte sich den Moder von den Aermeln. Während er Vilfredo freundschaftlich begrüßte, tauchte aus den Gewölben noch eine Gestalt auf, in der Vilfredo sofort den Begleiter Camilla's im Kolosseum wiedererkannte. Es war Antonio Spinola, dessen Mienen sich verfinsterten, als er Vilfredo's ansichtig wurde. Er wußte, daß dieser von Ghibello erwartet wurde und zwang sich auch nicht zur Verhüllung seiner Antipathie, als der junge Florentiner ihm vorgestellt wurde. Vilfredo streckte ihm mit einer Mischung von Hochachtung und Kordialität die Hand entgegen, so wie er den Namen des Malers hörte. Spinola schien sie aber nicht zu bemerken,

sondern lüftete seinen weichen Filzhut mit der kältesten Höflichkeit, worauf er aus seiner Brusttasche eine Cigarre hervorzog und anzündete. Vilfredo's Augen blitzten auf, allein er zwang sich, grüßte mit derselben kühlen Förmlichkeit und wendete sich zu Ghibello, der seinen Arm nahm, indem er unwillig ausrief:

„Sie müssen um seines Genies willen Nachsicht mit ihm haben, mein lieber Vilfredo. Kommen Sie, er ist ein Bär."

Der Maler stieß dicke Rauchwolken unter seinem Barte hervor.

„Ihr Vater hat Recht und ich wollte, daß ich meine Höhle in den Sabinerbergen nie verlassen hätte," murrte er, mit Camilla den Anderen folgend.

„Sie halten Ihr Versprechen schlecht, obgleich Sie es aus freien Stücken gaben," sagte Camilla, vorwurfsvoll zu ihm aufblickend.

Er schleuderte ingrimmig seine Cigarre fort.

Als sie unter Ghibello's Führung oberhalb des

Cirkus Maximus aus den Ruinen heraustraten, war die Sonne bereits hinter den vatikanischen Höhen verschwunden. Nur breite Strahlenbündel schossen noch hinter ihnen am Himmel auf. Wie von ihnen entzündet, begannen die Wolken zu brennen; es entbrannte der Pinienwald der Villa Pamfili, der Monte Pincio, das Kreuz auf St. Peter, und zur Flamme ward das Schwert des Erzengels auf dem Grabmale des Hadrian. Die ganze Stadt in der Tiefe wurde ein wogend Feuermeer, aus dem die Marmorpaläste, das Pantheon, S. Peter in Montorio in transparentem Rosenlichte sich erhoben. Gleich einem blinkenden Bande schlang sich der Tiber durch die Stadt und geleitete den Blick in die Campagna hinaus, auf der ein rosiger, mit zartem Silberton gemischter Duft schwebte. Es war ein Glühen von einer unbeschreiblichen Pracht, still, feierlich, erhaben.

Vilfredo lehnte mit gekreuzten Armen an dem Stamme einer Ulme und schaute auf Camilla, die neben ihrem Vater auf einer umgestürzten Säule

saß. Sie bemerkte es nicht. Ihre Seele war noch von dem Gespräche mit ihm erregt, und ihr Antlitz, das von der Abendröthe übergossen war, spiegelte die Bewegung wider. Mit traurigem Sinnen blickte sie in die Rosengluth, und an ihren Wimpern schimmerte es wie Thautropfen. Vilfredo gewahrte es und machte unwillkürlich eine Bewegung gegen sie hin, lehnte sich aber in der nächsten Sekunde wieder an den Baum. Antonio Spinola beobachtete Alles. Er hatte sich auf ein Mauerstück geschwungen und kaute an einer frischen Cigarre, die er aber nicht angezündet hatte. Wie er Camilla und Vilfredo unter den Cypressen der Ruinen hatte stehen sehen, war es wie eine Offenbarung über ihn gekommen. Plötzlich war er sich seines Empfindens klar geworden. Er liebte Camilla und er kam sich wie ein Wahnsinniger vor, daß er sie liebte. Er, der ungehobelte, unwissende Bauer aus den wild zerklüfteten Sabinerbergen, wagte das junge, schöne, ihm geistig so weit überlegene Mädchen zu lieben. War das nicht Wahnsinn? Dennoch liebte er sie, er,

der um so vieles ältere Mann, und die Eifersucht anf Vilfredo zernagte sein Herz. Was für ein Zaubermittel besaß dieser Florentiner, daß er nur zu kommen brauchte, um geliebt zu werden? Denn daß sie ihn liebte, davon war er so fest überzeugt, wie von seinem Dasein. Die Eifersucht vermochte seinen Küustlerblick nicht zu trüben. Die wohlgebildete Gestalt Vilfredo's, sein männlichstolzes, an die Dioskuren auf dem Quirinal gemahnendes Antlitz mußte jedes Mädchenauge bestechen. Und er hatte Camilla gelobt, daß Vilfredo Rosati auch sein Freund sein sollte! Es fehlte nicht viel und er hätte ein lautes Hohngelächter aufgeschlagen. Wüthend spuckte er die zerkaute Cigarre fort. O, welche Qual durchwühlte seine Brust! Unwillkürlich zog er den Hut bis zu den Brauen über die Stirn, als fürchtete er, daß man sie in seinen Mienen lesen könnte.

Mittlerweile war das Abendroth erblaßt, und in dem rasch sich verdunkelnden Grau begannen die Sterne aufzuleuchten. Ghibello unterbrach die Stille und sich erhebend, sagte er:

„Es ist doch ein großes Gefühl, als Enkel derjenigen, die einst Rom an dieser Stelle gründeten, demselben Naturschauspiele beizuwohnen, das schon Romulus und Junius Brutus, Cäsar, Nero und Titus von hier aus beobachteten, und von demselben Abendroth zu seinen Füßen die Welthauptstadt des Kreuzes übergossen zu sehen. Sinken wird die Sonne nach tausend Jahren wie heute, aber der Mensch einer neuen Kulturepoche wird ihr vom Palatin nachschauen. Was bedeutet der einzelne Mensch und sein Schicksal in der Entwickelung der Menschheit, auf deren Riesenspuren die ewige Sonne ihre Rosen streut?"

Niemand von den Anderen mochte an seine Aeußerung anknüpfen. Camilla hatte bei den letzten Worten ihre Augen unwillkürlich auf Vilfredo gerichtet, und ihre Blicke begegneten sich. Er ging zu ihr und setzte sich an ihre Seite, während Ghibello, der hin und her schritt, schließlich bei dem Maler stehen blieb und ein Gespräch mit ihm anknüpfte.

„Zürnen Sie mir, Signora Camilla?" fragte Vilfredo leise seine Nachbarin.

Sie schüttelte verneinend den Kopf.

„Aber Sie weinten. Warum weinten Sie? Sie dürfen, Sie sollen nicht leiden, Camilla!"

Er ergriff ihre Hand, aber sie entzog sie ihm und nach einer Weile versetzte sie:

„Ich gedachte der theuern Todten, deren Gräber der scheidende Tag mit Rosen überschüttet. Der Vater hat Recht: was sind wir in der Menschheit, daß wir gegen unser kleines Schicksal uns empören? Eine Minute und Alles ist vorüber."

„Aber auch unser Pulsschlag zählt in der Menschheit, und das Handeln des Einzelnen bestimmt ihren Gang."

„Auch das Dulden ist ein Handeln," versetzte sie mit zuckender Lippe.

Am fernen Horizont blitzten Lichter auf. Wie Irrwische hüpften sie hin und her, und dann erhob sich die Fassade der Peterskirche in hellen Linien aus der Nacht. Ein strahlender Lichtglanz umgab

die Kuppel, und wie aus Sternen gebildet leuchtete auf ihr das Kreuz. In demselben Augenblicke schossen bei S. Peter in Montorio auf dem Gianicolo Raketen in die Höhe. Schwärmer wirbelten und kräuselten sich feurig in der Luft, Sonnenräder strahlten und flammten. Leuchtkugeln in allen Farben stiegen empor, oder schienen in großen Bouquets herabgestreut zu werden und erhellten plötzlich die Gebäude der Stadt, den Fluß und die Menschenmenge auf den Brücken und den Plätzen. Dazwischen krachte es wie von Geschützen, und bengalische Flammen tauchten die Baummassen und Villen auf den Höhen, die Häuser und Gärten der Tiefe in weißes, grünes und rothes Licht. Inzwischen war auch der Mond aufgegangen, ihn selbst verdeckten noch die Ruinen des Palatin, sein Licht hauchte jedoch den Himmel an und in dem dämmernden Silberduft schwebte die Girandola in stiller Glorie.

Camilla wies auf das Kreuz und sagte:

„Es giebt auch eine weibliche Tapferkeit, Signor Vilfredo, und sie schreckt ebenso wenig wie

die Ihrige vor irgend einem Opfer zurück, das Pflicht und Ehre gebieten. Das dort ist ihre Waffe."

Vilfredo kam nicht dazu, ihr zu antworten, denn ihr Vater wendete sich eben an ihn.

„Erinnern Sie sich noch an das, was ich Ihnen in der Villa Pamfili von jener Nacht erzählte, in der Ihr Vater verwundet wurde? Das Prasseln und Funkenstieben dort bringt mich darauf. Es war in der Nacht des Peter-Paultages. Während sich dort, wo man das Feuerwerk abbrennt, die Menschen im heißen Kampfe mordeten, leuchtete wie heute die Girandola. Am Himmel aber tobten Gewitter und in das Flammen und Brüllen der Geschütze mischten sich der Blitz und Donner aus den Wolken. Damals fiel unser Schlachtensänger Geoffredo Mameli. Was meinen Sie, Signor Antonio, der Dichter, der in einer solchen Nacht den Heldentod für die Freiheit stirbt, wäre das nicht ein dankbarer Vorwurf für den Maler?"

„Hm, wenn eine Photographie Mameli's aufzutreiben wäre, ließe sich darüber reden, Dekoration

und Beleuchtung würden effektvoll genug sein," meinte Spinola von seinem Sitz heruntersteigend.

Unterdessen hatte Vilfredo zu dem Ohr Camilla's sich geneigt und flüsterte:

„Wie stark der Glaube sein mag, es giebt etwas, das stärker und mächtiger ist als er: die Liebe!"

Camilla erhob sich, wie es schien mit einiger Anstrengung, und mit abgewendetem Gesicht, und sagte, zu dem Vater herantretend:

„Wollen wir nicht nach Hause gehen, Papa? Es wird zu kühl für Dich."

Dieser war damit einverstanden, faßte aber den Maler unter, ehe Camilla, wie sie offenbar beabsichtigte, ihren Arm in den seinigen legen konnte. Er bemerkte es in seiner lebhaften Unterhaltung über Mameli nicht und ging, sie fortsetzend, mit Antonio Spinola voraus.

Vilfredo schloß sich mit verdüsterter Miene dem Mädchen an, und ein paar Minuten schritten sie stumm neben einander abwärts. Der höher herauf=

gekommene Mond goß sein helles, bleiches Licht über die Ruinen und Trümmer. In einem der dichten Gebüsche schlug eine Nachtigall. Ihrem süßen Schluchzen lauschend, verlangsamte Camilla ihren Schritt. Vilfredo bot ihr jetzt seinen Arm an und sie nahm ihn nach kurzem Zögern. Langsam gingen sie weiter und dann blieben Beide lauschend stehen. Vilfredo hörte freilich weniger auf die Nachtsängerin, als daß sein eigenes Gefühl nach Worten rang. Fester drückte er Camilla's Arm, der leicht wie eine Feder auf dem seinigen ruhte, an sich. Sie erwachte aus ihrem Sinnen oder Träumen und strebte weiter. Er hielt sie mit sanftem Zwange zurück. Die Anderen waren unterdessen hinter einem Lorbeergebüsche verschwunden.

„O, Camilla," begann Vilfredo mit einer vor Erregung fast unverständlichen Stimme, „was bedarf es noch der Worte? Ich verstehe nicht, mit ihnen zu spielen und zu streiten, noch weniger, meine Gedanken und Gefühle hinter ihnen zu verbergen. Der Freund fordert sein Recht, Ihnen schützend zur

Seite zu stehen. Seitdem ich Ihr Bild sah, habe ich sie gesucht aller Orten, Tag für Tag. Ich fühlte, daß Sie leben mußten und nun ich Sie gefunden habe —"

„Halten Sie ein, ich beschwöre Sie," unterbrach sie ihn in ängstlicher Hast. „Das Wort, das Ihnen auf den Lippen schwebt, darf zwischen uns nie ausgesprochen werden."

„Aber es muß, und sollte es mir den Tod bringen," rief er mit hervorbrechender Flamme. „Was Sie auch von mir zurückhalten mag, ich werde es überwinden, denn ich liebe Sie, Camilla, ich liebe Sie!"

Sie riß sich von ihm los, wollte fortstürzen und konnte nicht. „O, Madonna, Madonna!" stöhnte sie und rang verzweifelnd die Hände. Die Kraft ihres Widerstandes war gebrochen.

„Ja, ich liebe Sie," wiederholte Vilfredo mit glühendster Innigkeit. „Camilla! — Geliebte!"

Da sah sie ihn an mit ihren großen, sonnigen Augen und von der Leidenschaft des Südens über-

wältigt, warf sie die Arme um seinen Hals und ließ ihr Gesicht auf seine Schulter fallen. Ihre Gestalt zitterte und bebte in seinen Armen, und er selbst erzitterte in dem Sturm des Glückes, das ihm die Sprache raubte.

Die Stimme Ghibello's aus der Ferne, der nach seiner Tochter rief, scheuchte die Liebenden auf. Camilla erhob ihr Antlitz zu dem Geliebten; es war von Thränen überströmt und bleich wie der Mond; aber die Empfindung des höchsten Glückes verklärte es. Ohne ein Wort zu sprechen, eilten sie die Terrassen hinunter.

VII.

Auf Wiedersehen!

Camilla saß an ihrem Arbeitstische; ihre geschickten Finger waren aber lässig am Werke. Ihre Augen hatten einen trockenen Glanz, und es schaute aus ihnen keine glückliche Seele auf die bunten Blättchen, die sie zur Blume zusammenfügte. Nach einer Weile summte sie:

Horch, was der Baum zum Blatte spricht:
„Halte dich fest, der Wind geht hoch!“
„Es weht der Wind, das kümmert mich nicht,
Denn fallen muß ich einmal doch!“

„Was singst Du denn da?“ fragte der Vater, von dem Aktenhefte eines Prozesses, den er für den Barbier an der Piazza S. Maria führte, flüchtig aufschauend.

„Das Liedchen fiel mir nur so ein; ich weiß nicht, wo ich es hörte,“ murmelte Camilla und nahm

mit einem unterdrückten Seufzer die halbfertige Blume, die ihr unbeachtet entfallen war, wieder auf.

Ghibello nahm nach einiger Zeit sein Aktenstück unter den Arm und begab sich auf das Gericht. Camilla nickte ihm lächelnd zu. Als aber die Thür hinter ihm sich geschlossen hatte, hörte sie auf zu arbeiten.

Nach einer Weile sprang sie auf, warf ein schwarzes Schleiertuch über ihr Haar und verließ die Wohnung. Sie ging nach der nahen Basilika der heiligen Maria.

Nur hier und da kniete ein einsamer Beter in der Dämmerung des dreischiffigen Raumes, der durch antike Säulen verschiedener Ordnung gebildet wurde. Die ewige Lampe schwebte wie ein Gluthtropfen in der Athmosphäre verdufteten Weihrauchs. Camilla warf sich in dem linken Seitenschiffe vor dem gothischen Altar auf die Kniee. Nicht die Dankbarkeit des Glückes hatte sie hergezogen: ihr Herz war von Angst beklommen. Es lastete auf ihr wie der Sirocco, der heute die Sonne nicht

hervorkommen ließ und bleischwer auf Rom drückte.

Camilla kannte den dunklen Punkt in dem Leben ihres Vaters. Die Großmutter hatte ihn auf dem Sterbebette ihr enthüllt, alle Antriebe seiner Schuld vor ihr bloßgelegt, damit kein Unberufener ihrem Sohne das Herz seines Kindes entfremde, wann sie der Enkelin nicht mehr zur Seite stand, und überzeugt, daß Camilla den Vater um so mehr lieben würde, sobald sie Alles wüßte. In dieser Annahme hatte sich die Großmutter auch nicht getäuscht. Camilla aber hatte in jener schweren Stunde begriffen, daß die That des Vaters sie von dem Glücke des Weibes schied. Sie hatte darauf verzichtet und sich gelobt, daß ihr Dasein keinen anderen Zweck haben sollte, als dem Vater Alles zu sein, was er verloren hatte. Nun war sie diesem Gelöbniß untreu geworden. Eine Minute der Schwäche, denn als solche erschien es ihr, daß ihr Herz dem Naturgesetze gehorchen mußte, hatte alle ihre Selbstverleugnung und Aufopferung vernichtet. Aus dieser

Liebe konnte kein Glück erblühen, nicht für sie noch für Vilfredo. Sie hatte keine weibliche Brust, an die sie in dieser Krisis des Frauenlebens hätte flüchten können, und so warf sie sich der Mutter Gottes zu Füßen. Die Madonna schaute aus dem Kranze der Engel und Heiligen milde auf sie herab, aber einen Ausweg zeigte sie ihr nicht, nur Thränen gab sie ihren von schlafloser Nacht brennenden Augen.

Als sie sich endlich erhob und zum Gehen wendete, löste sich aus dem Schatten einer der nächsten Säulen eine männliche Gestalt, und Camilla's Fuß blieb erschrocken auf dem Mosaikboden haften. Vilfredo näherte sich ihr mit strahlender Miene, zog sie stürmisch an seine Brust und küßte sie ohne Rücksicht auf die Heiligkeit des Ortes. Sie schloß von Wonneschauern überrieselt die Augen, im nächsten Moment aber murmelte sie, indem sie sich hastig frei machte:

„O, welch ein Frevel!“

„Nicht doch, Du Theuerste,“ suchte er sie zu

beruhigen. „Giebt es etwas Heiligeres als zwei Seelen, die sich in reiner Liebe vereinigen?“

„Es ist wahr,“ flüsterte sie mit einem tiefen Aufathmen, „und dennoch fürchte ich mich.“ Wehmüthig lächelnd fügte sie hinzu: „Ach, Geliebter, gestern noch prahlte ich mit meiner Tapferkeit und jetzt fühle ich, daß ich nichts als ein schwaches Mädchen bin.“

„Denn Du liebst mich,“ rief er mit mühsam unterdrücktem Jubel.

„Und ich betete eben, daß sie Dein Herz von mir wende,“ versetzte sie mit einem vorwurfsvollen Blicke auf die Madonna.

„Aber es war ein thörichtes Gebet, darum war sie taub und schickte mich zu Dir,“ erwiderte er, indem er seinen Arm zärtlich um ihre Gestalt legte. „Ich war auf dem Wege zu Dir, als ich Dich hier die Stufen heraufsteigen sah. Dein Gesicht konnte ich nicht sehen, aber mein Herz erkannte Dich sogleich. So nehme ich denn auch die Madonna zur Zeugin,

daß ich mich Dir in Treue für Leben und Ewigkeit gelobe."

Sie sträubte sich, er aber führte sie mit liebender Gewalt vor den Altar, wo er aus einem kleinen Etui einen Ring nahm. Camilla zog indessen hastig die Hand zurück, als er ihn auf ihren Finger streifen wollte, und rief leidenschaftlich:

„Nein, nein, Du darfst Dich nicht an mich binden. Ich flehe Dich an, gedenke dessen, was ich Dir gestern auf dem Palatin gesagt habe! Verlasse mich, noch kannst Du's, noch bist Du frei. Dieser Ring würde Dich an das Unglück ketten."

Sie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, um Vilfredo nicht zu sehen.

„Du Theuerste," erwiderte er innig und bewegt, „ich werde Dich zwingen, an das Glück zu glauben. Wenn Du mich liebst, wie ich Dich, und ich fühle mit höchster Beseligung, daß es so ist, dann giebt es kein Unglück, weder in der Vergangenheit noch in der Zukunft, das vor unserer Liebe nicht

zurückweichen müßte, von unserer Liebe nicht entwaffnet werden würde.“

Er zog ihr sanft die Hände vom dem Gesichte. Sie wollte die Augen von ihm abwenden, allein sie vermochte es nicht und wehklagend rief sie:

„Ach, Vilfredo, Vilfredo, daß ich Dich lieben muß!“

„Und gehorche ich nicht demselben süßen Zwange?“ fragte er.

Nun ließ sie es wie ergeben in das Unabwendbare geschehen, daß er den Ring auf ihren Finger schob. Er stellte eine Schlange mit diamantenen Augen dar. Dann sagte sie mit einem tief ernsten Blick in die Augen des Geliebten:

„Ja, die Madonna will es! Ich nehme Dein Herz aus ihren Händen und gebe mich Dir nach ihrem Willen. Komme es nun, wie es mag!“

Sie küßte ihn, und eine innere Festigkeit durchleuchtete das schöne Gesicht.

„Komme es, wie es mag,“ wiederholte er und

faßte mit starkem Drucke ihre Hand, „ich lasse Dich nicht!“

Hand in Hand und Schulter an Schulter gingen sie langsam das Seitenschiff entlang, von Zeit zu Zeit Auge in Auge versenkt stehen bleibend.

„Heute Abend,“ flüsterte sie, als sie mit ihm in den Peristyl hinaustrat.

„Daß es erst Abend wäre, Du Licht meiner Seele,“ seufzte er.

Noch einen Druck der Hand, noch einen Blick von Herzen zu Herzen, und Camilla stieg die Stufen der breiten Vorhalle hinunter. Auf der untersten Stufe wendete sie ihre strahlenden Augen noch einmal zu ihm empor. Trunkenen Herzens sah er ihr nach, wie sie über den Platz ging, bis sie in der Via della Lungaretta verschwand. Welch sicheren, stolzen Schritt sie hatte, und dennoch schien es als ob sie schwebte! Dann verließ auch er die alte Basilika und wandte sich über den Ponte Sisto der inneren Stadt zu; der Himmel war grau, schwül und regenschwer, seine Brust aber voll Sonnenschein.

Sein Ziel war das Restaurant Nazarri, wo er um diese Zeit mit Emilio zu frühstücken pflegte.

Der elegante Saal wies heute viele unbesetzte Tischchen; denn von den reichen Touristen, welche hier um die Mittagzeit sich einzufinden pflegten, hatte eine große Zahl bereits Rom verlassen. Emilio Morosini war schon anwesend, und Vilfredo überließ es wie immer seiner bewährten Erfahrung, ihr Dejeuner zu komponiren. Das Streben des jungen Offiziers lag nicht in dieser Richtung; es war im Gegentheil immer darauf gerichtet gewesen, seinen Leib zu stählen und sich von Bedürfnissen unabhängig zu machen.

„Was meinst Du, wenn wir uns heute Champagner geben ließen?“ sagte Emilio, dem Kellner seine Aufträge diktirend, und nachdem Vilfredo seine Einwilligung gegeben und beide allein waren, fügte er hinzu: „Ich sehe es Dir nämlich am Gesichte an, daß Du in der Stimmung bist, in der man nichts Anderes als Champagner trinken kann. Darf ich rathen, wem das erste Glas gelten soll?“

„Du würdest es nicht errathen,“ entgegnete Vilfredo und wurde roth. „Ich bitte, nein!“

Emilio machte eine verschmitzte Miene, sagte aber nichts weiter, da der Kellner den ersten Gang servirte, und eine Weile beschäftigten sich beide angelegentlich mit ihren Speisen. Unterdessen war auch der Champagner gebracht worden, und Emilio füllte die Gläser, wobei er die Frage hinwarf:

„A propos, weißt Du, daß das Bild von Spinola verkauft ist?“

„Corinna? In der That?“ rief Vilfredo überrascht.

„Ich komme von der Ausstellung und sah an dem Bilde den Zettel,“ sagte Emilio, nachdem er das Getränk prüfend gekostet hatte. „Für zwanzigtausend Franks, ein hübsches Sümmchen, wie? Ein Amerikaner hat das Bild erstanden, einer dieser Oelnabobs, vermuthe ich.“

„Ihr Römer solltet Euch schämen, das Bild dem Auslande überlassen zu haben,“ bemerkte Vilfredo unwillig.

„Sehr verbunden,“ spöttelte Emilio. „Aber ich bitte Dich, mon cher, wer hätte es hier wohl kaufen sollen? Die Zeiten, in denen unser Adel Geld für Kunstwerke hatte und Galerien anlegte, sind längst vorüber und wohl nicht bei uns allein. Unsere Geldmänner aber, glaubst Du, daß sie Lust haben, bei ihren klerikalen Gästen Anstoß zu erregen, indem sie ein politisches Tendenzbild in ihren Salon hängen, oder sich gar bei der päpstlichen Regierung verdächtig zu machen? Ich bin überzeugt, daß viele von ihnen Viktor Emanuel herbeisehnen, aus Patriotismus vielleicht weniger als aus Geschäftsrücksichten, inzwischen aber — nun, die italienische Einheit wird an der römischen Börse noch nicht diskontirt, und das Geld hat eine Bedientenseele.“

Er leerte sein Glas, und nachdem er einige Bissen gegessen hatte, fuhr er mit gedämpfter Stimme fort:

„Du hättest manches Interessante hören können, vorgestern bei unserem Diner, wenn Du hättest Acht gegeben, und namentlich später beim Kaffee. Aber

da warst Du spurlos verschwunden, und unsere jungen Damen mußten im Peristyl den Mondschein ohne Dich genießen. Eh bien, man ist der Ansicht, daß der Papst durch die Unfehlbarkeit zehnfach wieder einbringen werde, was er augenblicklich an weltlicher Macht eingebüßt habe. Man glaubt nicht, daß der Norddeutsche Bund Zeit finden werde, feste Wurzeln zu schlagen, und Du kennst den runden Stein im Mittelschiff von St. Peter, auf welchem die königlichen Büßer warten mußten, bis der heilige Vater ihnen näher zu treten gestattete. Man schmeichelt sich im Vatikan, dort den thron- und kirchenräuberischen re galantuomo eines Tages stehen zu sehen."

Vilfredo, der ihm mit gerunzelter Stirn zugehört hatte, lachte geringschätzig.

„Ich zweifle nicht daran, daß man den König eines Tages in der Peterskirche sehen werde, aber an der Spitze seiner Armee," rief er und griff wieder zu Messer und Gabel, die er inzwischen hatte ruhen lassen.

„Jedenfalls kauft man keine Roma, wenn man Victor Emanuel die Rolle jenes deutschen Kaisers im Schloßhofe zu Canossa spielen zu sehen hofft,“ äußerte Emilio trocken und folgte dem Beispiele seines Vetters.

„Beiläufig, so werde ich jetzt wohl erfahren, wer Spinola zu dieser Roma gesessen hat,“ sagte er nach einer Weile mit vollem Munde.

Vilfredo fuhr auf und sah ihn starr an.

„Meine Prophezeiung erfüllt sich, er ist ein aufgehender Stern, und ich war in der Ausstellung, um mich nach seiner Adresse zu erkundigen,“ versetzte Emilio.

„Und was hast Du mit dem aufgehenden Stern zu schaffen?“ fragte Vilfredo gespannt.

Emilio trocknete sich erst sorgfältig Lippen und Bärtchen und trank bedächtig, ehe er erwiderte:

„Gestern noch hätte man Antonio Spinola mit Seelenruhe verhungern lassen, heute beginnt man nach der Ehre zu geizen, von ihm porträtirt zu werden. Er soll meine Schwester malen, meine

Mutter wünscht es, und Beatrice ist eifersüchtig auf die Schönheit Corinna's. — Ich werde also herausbekommen, wem er das köstliche Gesicht abgestohlen hat."

„Das wirst Du nicht," rief Vilfredo mit dunkelrothem Gesicht, und als sein Vetter ihn darob verwundert ansah, fügte er verwirrt hinzu: „Ich meine, Du wirst Dich nicht danach erkundigen, das heißt, ich bitte Dich, es nicht zu thun."

Emilio lachte.

„Du hast also das Wild aufgespürt? Ich vermuthete es. Nun?"

Er beugte sich neugierig vor.

„Ich habe Dir nichts mitzutheilen," versetzte Vilfredo, ärgerlich über sich selbst und den Vetter der die Achseln zuckte.

Der Kellner wechselte die Teller und setzte den letzten Gang auf. Vilfredo kämpfte unterdessen mit sich, leerte dann entschlossen sein Glas und sagte:

„Ja, ich kenne die Dame, aber ich versichere

Dir, daß alle Deine Vermuthungen und Schlüsse falsch sind. Die Dame — denn es ist eine Dame, verstehst Du? — verdient genau dieselbe Achtung wie Deine Schwester. Für jede Mißachtung, mit der man ihr begegnete, es sei, wer es sei, würde ich Genugthuung fordern?"

„Wonach sich zu richten," spottete Emilio und fuhr achselzuckend fort: „Du nimmst es ernst? Freilich, Du gehörst zu den verdammt ernsthaften Leuten. Ich wollte, daß Du meine Erfahrungen mit den Weibern hättest, cher ami! Du würdest dann das Leben leichter nehmen, und darauf kommt es doch schließlich an, daß man die Last des Daseins sich so leicht wie möglich macht."

„Es muß diese Last eben Jeder in seiner Weise zu tragen suchen," entgegnete Vilfredo. „Ich bitte Dich also, jede Nachforschung zu unterlassen. In einigen Tagen, vielleicht morgen schon, werde ich kein Geheimniß mehr vor Dir zu haben brauchen."

„Sei es denn; ich bin diskret," versicherte

Emilio und that langsam einige Schlückchen aus seinem Champagnerkelche. „Weißt Du übrigens, daß es gar nicht hübsch von Dir ist, mir das kleine Abenteuer, das ich schon witterte, verdorben zu haben? Ich erschrecke vor meiner Gutmüthigkeit. Oder meldet sich schon das Alter an? Enfin, sprechen wir von etwas Anderem!“

So schloß er und leerte sein Glas.

Vilfredo mußte aus seinen Aeußerungen wohl entnehmen, daß seine Versicherungen in Betreff Camilla's durchaus nicht die ganze beabsichtigte Wirkung auf seinen Vetter ausgeübt hatten, und der Kopf wurde ihm heiß. Indessen bezwang er sich, und das Dejeuner, das durch den Regen, der inzwischen auf den spanischen Platz herabzurauschen begonnen, in die Länge gezogen wurde, nahm einen freundschaftlichen Verlauf. Emilio's frivole Auffassung des von Vilfredo angedeuteten Verhältnisses war für diesen ein Grund mehr, sich dem Vater Camilla's so bald wie möglich zu eröffnen. Zudem mußte er bereits am nächsten Montage wieder bei

seinem Regimente sein. Ein Korb mit auserlesenen Blumen und Früchten mußte seinen Besuch bei Ghibello ankündigen.

Dieser empfing die schöne Gabe, und den zierlichen Korb vor Camilla auf den Arbeitstisch setzend, scherzte er, daß ihre Bußpredigt den Orangenbäumen gleiche und wie diese Blüthen und Früchte zu gleicher Zeit trage. Auch Vilfredo, der unter dem Ave Maria sich einstellte, wurde heiter von ihm begrüßt.

„Wir müßten die Pforten weit vor Ihnen aufthun, haben Sie doch die reizendsten Herolde vorausgeschickt," sagte er, ihm mit gewohnter Herzlichkeit die Hand schüttelnd. „Ihr Duft und ihre Farben bekämpfen siegreich den grauen Tag."

Camilla hatte ihr Haar mit einer rothen Blume geschmückt, und ihre Augen leuchteten voll Liebe Vilfredo entgegen. Mit überbrausendem Gefühl ergriff er ihre Hand und rief, sie zum Vater hinziehend:

„Sie haben meine Boten so freundich aufge-

nommen, Signor Ghibello, mögen sie denn auch gleich für meine Bitte sprechen, die mich zu Ihnen führt! Ich liebe Camilla, und die Theure hat eingewilligt die Meinige zu sein!“

Ghibello wich in der äußersten Betroffenheit zurück. Es war ihm bisher nie in den Sinn gekommen, daß das Herz seiner Tochter je von einem anderen Gefühle als dem der kindlichen Liebe erfüllt werden könnte. Allein nicht die Entdeckung, daß sie einen Anderen mehr als ihn liebte, obgleich sie von einer kleinen Beimischung von Eifersucht nicht frei war, machte ihn stumm und ließ ihn erschreckt die Augen von Vilfredo auf sein erglühendes Kind richten. Er taumelte vor dem Abgrunde zurück, den seine Schuld auch zwischen Camilla und der Welt aufgerissen hatte, und es war zu spät, sie vor dem Hinabstürzen zu bewahren. Wenn er Camilla von sich lassen mußte, wem hätte er sie lieber gegönnt, als dem Sohne seines Jugendfreundes? Aber würde, mußte Vilfredo sich nicht von ihr wenden, wenn er ihm das Brandmal auf

seiner Stirn zeigte, und war es nicht seine Pflicht, selbst es ihm zu enthüllen? O, warum hatte er Camilla nicht längst mit seiner Vergangenheit bekannt gemacht! Sie würde dann der Werbung Vilfredo's kein Gehör geschenkt haben. Das Alles stürmte ihm wirbelnd durch Herz und Sinn.

Camilla ließ die Hand Vilfredo's fahren, warf sich in die Arme des Unglücklichen und bat ihn um Verzeihung, daß sie ihn nicht sogleich in den Bund ihrer Herzen eingeweiht hätte.

Ghibello seufzte. Er begriff, daß ein Vater nicht der Herzensvertraute der Tochter sein kann.

„Mein armes Kind," murmelte er mit bebenden Lippen und zu Vilfredo sich wendend, der Alles eher, nur nicht eine solche Wirkung seines Geständnisses erwartet hätte, fuhr er fort, indem er sich sanft aus den Armen Camilla's löste: „Lasset mir ein wenig Zeit, von meiner Ueberraschung zu mir zu kommen. Wir müssen die Sache ruhig erwägen. Ja, es ist manches erst reiflich zu über-

legen. Ich bitte Sie daher, lieber Vilfredo, dringen Sie jetzt nicht auf eine Antwort. — Morgen —"

„Morgen?" rief dieser enttäuscht. „Aber ich ertrage die Ungewißheit nicht. Warum morgen? Camilla liebt mich wie ich sie; daran vermag keine Zeit, keine Erwägung etwas zu ändern. Sie können nicht Nein sagen wollen. Was Sie etwa auch dazu bestimmen könnte, unsere Liebe ist entschlossen, allen Hindernissen Trotz zu bieten. Und bin ich denn ein Fremder für Sie? Bin ich nicht eigentlich schon Ihr Sohn durch meinen Vater? Nein, nein, Sie können dem Sohne Ihres Jugendfreundes die Hand Camilla's nicht vorenthalten wollen. Warum also bis morgen warten, um mich zum glücklichsten Sterblichen zu machen?"

„Weil Sie jetzt nicht in der Verfassung sind, ruhig anzuhören, was ich Ihnen zu sagen hätte," versetzte Ghibello, dessen hagere Wangen sich lebhaft geröthet hatten, und tief Athem holend, fügte er hinzu: „Es ist gut, daß Sie mich an Ihren Vater erinnern! Dieses Eine kann ich Ihnen so=

gleich sagen: eben weil Sie der Sohn Agostino's sind, muß ich Ihren Ungestüm in Schranken halten. Sprechen Sie zunächst mit Ihrem Vater."

„Und warum?" fragte Vilfredo unmuthig. „Sie können nicht fürchten, daß er die Tochter seines Jugendfreundes, seines Lebensretters nicht mit offenen Armen empfangen werde."

„Aber Agostino soll mir nicht den Vorwurf machen dürfen, daß ich auf die Verpflichtungen hin, die er etwa gegen mich zu haben glaubt, mich über die Pflichten der Freundschaft hinweggesetzt und selbst bezahlt gemacht habe," entgegnete Ghibello. „Ist er mit Ihrer Wahl einverstanden —"

„Ich verehre meinen Vater," unterbrach Vilfredo ihn, „gewiß, Signor Ghibello. Aber seiner Einwilligung bedarf ich in diesem Falle nicht, denn ich bin mündig. Ich zweifle nicht daran, daß er meine Wahl billigen werde. Wie sollte er nicht? Ich will nur sagen, daß ich hier, wo es sich um mein Lebensglück allein handelt, auch selbst die

oberste Entscheidung zu treffen habe. Seine Meinung würde meinen Entschluß nicht ändern."

Ghibello trocknete sich die feucht gewordene Stirn und antwortete dann entschieden:

„Ich kann von dieser Bedingung nicht abstehen. Sie verlangen von mir, daß ich nur Ihre Liebe zu Rathe ziehen soll. Ist es denn zu viel, lieber Vilfredo, wenn ich von Ihnen fordere, daß Sie meine Gründe achten? Die Vaterliebe ist uneigennütziger als die eines liebenden Jünglings, und wenn ich Ihnen sage, daß ich die Hand meines Kindes Niemand lieber als Ihnen geben möchte, so dürfen Sie es wohl glauben. Aber ich verlange jede Garantie für das Lebensglück meines Kindes."

Camilla, die mit beklommener, umwölkter Seele dem Streiten der Männer, die beide nur ihr Glück wollten, bisher zugehört hatte, erhob hier mit einem aus den tiefsten Tiefen der Seele dringenden Blicke die Augen auf Vilfredo und bat:

„Laß ab, Geliebter, den Vater zu quälen! Ich vertraue dem Muthe Deiner Liebe!"

Sie erhob sich von dem Stuhle, auf dem sie mit gesenktem Haupte gesessen, und reichte Vilfredo die Hand.

„Sei es denn," rief er überwunden und zog die Geliebte mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an seine Brust.

Ghibello strich sich über Stirn und Augen und den Arm Vilfredo's berührend sagte er:

„Nicht also! Sie werden fortfahren, uns zu besuchen, so lange Sie noch in Rom sind. Ich vertraue Ihnen aber als einem Ehrenmanne, daß Sie Camilla nicht als Braut betrachten werden."

„Nicht als meine Braut?" rief Vilfredo mit flammenden Augen. „Aber sie ist meine Braut; wir haben einander Treue gelobt zeitlich und ewiglich. Sie ist mein! Aber fürchten Sie nichts, Signore." Er sah nach seiner Uhr und fuhr fort: „In anderthalb Stunden geht der Nachtzug nach Florenz. Da Sie auf Ihrer grausamen Bedingung bestehen, so reise ich sogleich und am Freitage schon

werde ich Ihnen hier an dieser Stelle den Beweis liefern, wie nutzlos Sie uns gequält haben."

Ghibello schwieg mit einem trüben Lächeln. Camilla erblaßte bei dem plötzlichen Entschlusse Vilfredo's, aber sie versuchte nicht, ihn wankend zu machen. In inniger Umarmung hielten sie einander stumm umschlungen. Dann riß sich Vilfredo gewaltsam los. Camilla blickte noch eine Sekunde lang, die Hand auf das Herz gepreßt, nach der Thür, durch die er verschwunden war, worauf sie zu dem Vater eilte, der sich unterdessen erschöpft niedergelassen hatte. Sie warf sich vor ihm auf die Kniee, umschlang seinen Hals und rief, indem sie ihm zärtlich in die traurigen Augen schaute:

„O, Vater, habe doch auch Du ein wenig Muth!"

VII.

Das Geständniß des Advokaten.

Gegen Abend des nächsten Tages erhielt Camilla eine telegraphische Depesche. Vilfredo meldete ihr darin, daß er den Vater nicht in Florenz angetroffen hätte; er wäre Tags zuvor in Geschäften nach Paris gereist und seine Rückkunft unbestimmt. Bevor Agostino Rosati aber wieder zu Hause eingetroffen war, mußte Vilfredo mit seinem Bataillon nach Pistoja abmarschiren, um in den Apenninen den Gebirgskrieg zu üben.

Diese unerwartelen Verzögerungen der Entscheidung wurden von Camilla gefaßt ertragen. Sie war still und ernst, aber nicht traurig; denn sie liebte und vertraute der Liebe Vilfredo's. Der Ring an ihrem Finger galt ihr nicht nur als ein Unterpfand seiner Treue, sondern auch als Zeichen,

daß ihre Liebe aus den Prüfungen, die ihr noch bevorständen, siegreich hervorgehen werde. Nicht Eitelkeit noch das Zureden des Vaters wie des Malers hatten sie bewogen, Spinola zu seinem Bilde zu sitzen. Sie hatte damit der Schuld des Vaters ein Sühnopfer darbringen wollen. Wenn sie, die Tochter, in der Gestalt der Roma ihre Mitbürger an die Befreiung des Vaterlandes mahnte, sie vielleicht für dieselbe begeisterte, mußte es nicht die Verschuldung am Vaterlande sühnen, in die ihr Vater sich verstrickt hatte? Der Entschluß vor die Oeffentlichkeit zu treten, wenn auch in idealisch verhüllter Gestalt, war ihrem keuschen Sinne sehr schwer geworden. Nun aber glaubte sie es als ein Wahrzeichen auffassen zu dürfen, daß ihr Opfer gnädig aufgenommen, da eben dieses Bild den Funken der Liebe zu ihr in Vilfredo's Herzen entzündet und die Madonna ihn zu ihr geführt hatte. Wer einsam und im Unglücke dahinlebt, dessen Ohr lauscht nur zu gern auf die Sprache der Himmlischen, die seine einzige Zuflucht sind.

Mehr als dieses Alles trugen Vilfredo's Briefe dazu bei, Camilla in dieser Krisis hoffnungsreich zu stimmen. Er schrieb fast täglich und auch er war voll Hoffnungen. Sollte er aber wider Vermuthen die Einwilligung seines Vaters nicht erhalten, so war er entschlossen, sich darüber hinwegzusetzen, überzeugt, daß Ghibello dem Glücke seines einzigen Kindes nicht eigensinnig entgegen sein würde. Auch deutete er wohl an, daß er von der Geliebten erwarte, sie werde andern Falles dennoch die Seinige werden.

Camilla athmete beglückt den Gluthauch seiner Briefe. Seine Liebe war für sie eine Erlösung aus der geistigen Einsamkeit, in der sie bisher gelebt hatte. Sie hatte nie eine Freundin besessen. Ihre Altersgenossinnen hatten stets den Unterschied der Geburt und Erziehung gefühlt, der Camilla über sie stellte, und sich um so scheuer von ihr zurückgezogen, als ihr Vater in dem Geruche stand, ein Feind der heiligen Religion zu sein. Ging Ghibello doch auch nie zur Kirche, und Andeutungen, deren frommer

Ursprung nicht zu verkennen war, verwoben sich mit den dunkeln Gerüchten über seine wirkliche Verschuldung zu einer Ansicht über ihn, namentlich unter dem weiblichen Theile der Bevölkerung von Trastevere, die ihm das Schlimmste zutraute. Sie nannten ihn nur den Gottesleugner und schlugen ein Kreuz hinter ihm. Ein Glück für ihn, daß das römische Volk für den religiösen Fanatismus nicht empfänglich ist! Das Mitleid aber, daß die Nachbarinnen seiner Mutter und Tochter bewiesen, weil sie mit einem so schrecklichen Menschen zusammen leben mußten, war für diese von jeher ein Grund mehr gewesen, ihren Verkehr mit ihnen auf das Nothwendigste zu beschränken.

Um so weiter und rückhaltsloser erschloß sich nun Camilla's Seele dem Geliebten. Er hatte einen Schatz gehoben, dessen Reichthum er jetzt erst zu erkennen begann. Alles Träumen, Sinnen, Denken der Einsamen offenbarte sich nun in einem tiefen, glühenden Gefühl. Es war kein Lodern und Flammen, sondern glich der Lava, die über den Rand des

Kraters quillt und langsam, aber unaufhaltsam dahin gleitet.

Auf der Villa vor der Porta Pia erfuhr man die plötzliche Abreise Vilfredo's erst durch ein Billet, das er von Florenz aus schrieb. Antonio Spinola vernahm seine Entfernung von Rom mit Genugthuung. Seine Eifersucht beschwichtigte sich und eines Tages erschien der immer in sich hinein Brütende in heiterer Stimmung bei Ghibello. Seine Roma war in der That verkauft worden, er hatte die zwanzigtausend Lire theils in Gold, theils in Scheinen und guten Wechseln auf römische Bankhäuser eben erhalten und schüttete mit einer naiven Fröhlichkeit den ganzen Schatz auf den Tisch. Er hatte noch nie eine so große Summe beisammen gesehen, als er jetzt sein eigen nannte, und wühlte unter den Goldstücken und Bankscheinen und spielte mit ihnen wie ein Kind, so daß Ghibello über ihn lachen mußte.

„Nun ist auch die Sorge des Reichthums da“

sagte der Advokat. „Haben Sie schon daran gedacht, wie Sie das Geld anlegen wollen?“

„Anlegen? Aber davon verstehe ich nichts,“ antwortete der Maler. „Zweitausend Lire wollen wir aber gleich meinen Leuten in Civitella schicken. Nicht wahr, Sie besorgen das für mich, Signor Ghibello?“

Diese Leute waren seine betagten Eltern, die er unterstützte, seitdem er mit seiner Kunst das erste Geld verdient hatte.

Camilla, die sich durch seinen Besuch in ihrer Arbeit nicht hatte stören lassen, verursachte der Anblick des Geldes ein peinliches Gefühl. Die Idee, mit der sie zur Corinna gesessen, erschien ihr herabgezogen.

„Und Sie sind zufrieden damit, daß das Gemälde nach Amerika wandert, wo seine eigentliche Bedeutung Niemand versteht?“ fragte sie, indem ihre Nasenflügel leise zitterten.

„Ja,“ rief er, an ihren Tisch tretend, aus voller Brust. „Es ist mir damit ein Stein vom Herzen genommen. Ich kann Ihnen das nicht erklären.“

„Wozu erklären? Das Bild war ja Ihr Eigenthum, mit dem Sie schalten und walten konnten, wie es Ihnen gefiel.“

Der Vater, der begonnen, die Summe, die er fortschicken sollte, aufzuzählen, blickte flüchtig auf. Er hörte aus der Stimme seiner Tochter einen Anklang von Bitterkeit heraus. Auch Spinola vernahm ihn und gerieth in Verlegenheit. Er konnte ihr ja nicht sagen, daß seine Liebe zu ihr der Grund seiner Zufriedenheit war, daß das Bild aus Rom fortkam. Da gewahrte er den Ring Vilfredo's an ihrem Finger. Er hatte ihr bei ihrer Arbeit zu oft auf die wohlgeformten Hände geschaut, um nicht bemerkt zu haben, daß sie bisher keinen Ring getragen hatte. Dazu ließ seine Form keinen Zweifel über dessen symbolische Bedeutung übrig, und die kaum beschwichtigten Schlangen der Eifersucht bäumten zischend wieder in ihm auf. Das Blut schoß ihm zu Kopf und mit weit geöffneten Augen starrte er auf die goldene Schlange an dem Finger des Mädchens.

Sein Schweigen veranlaßte sie fragend aufzuschauen.

„Was haben Sie?“ fragte sie befremdet, aber schon verstand sie, worauf er starrte, und erröthete.

Er bedurfte keiner weiteren Erklärung. Mit einer langsamen Geberde strich er sich das Haar aus der Stirn und wandte sich zu Ghibello. Er blickte auf das Geld, sah aber nur einen Schimmer davon, denn ihm war Alles wie von einem Nebel verhüllt und auch in ihm wogte es wie ein Nebel. Nach einer Weile ergriff er seinen Hut und wollte, unverständlich murmelnd, das Zimmer verlassen. Ghibello hielt ihn zurück und bestand darauf, daß er sein Geld an sich nähme. Die zweitausend Lire hatte er unterdessen abgezählt. Spinola scharrte alles achtlos in seinen Hut und entfernte sich.

Fünf Tage hindurch ließ er sich nicht blicken. Ghibello, der ihm die Quittung über das nach Civitella beförderte Geld zustellen wollte, klopfte einige Male vergebens an seine Thür. Als er endlich Einlaß erhielt, traf er Spinola in eifriger

Arbeit vor seiner Staffelei. Er hatte ein neues Bild angefangen.

Das Glück schien ihn anderweitig für seine hoffnungslose Liebe entschädigen zu wollen, wenn es für die unerfüllt welkenden Wünsche des Herzens überhaupt eine Entschädigung giebt. Signora Morosini hatte bei ihm das Porträt ihrer Tochter bestellt, und er erhielt bald mehr Aufträge, als er auszuführen im Stande war. Er war in Ruf gekommen, und es wurde Mode, sein Atelier zu besuchen. Manche Equipage hielt jetzt vor dem alten Hause in der Via della Lungaretta, und elegante Herren und Damen kletterten dessen halbdunkle Treppen hinauf. Spinola dachte nicht daran, seine Wohnung aufzugeben. Sie war der Ghibello's ganz gleich, und das größere, nach Norden gelegene Zimmer bildete sein Atelier. Die natürliche Unordnung war das einzig Malerische des verwohnten Raumes, und große Sauberkeit konnte man ihm auch nicht nachrühmen. Spinola empfing seine Besucher ohne Ansehen der Person mit der gleichen Umstandslosigkeit.

Er bäte die Leute nicht zu ihm zu kommen, äußerte er zu Ghibello, der ihm über die große Ungezwungenheit in seinem Benehmen wie in seiner äußeren Erscheinung einige Vorstellungen machte. Wenn die Leute wegblieben, würden sie ihm einen Gefallen thun, ihr fades Kunstgeschwätz, das bei Allen gleich laute, mache ihn wild. Auch über die Damen, die er malte, sprach er sich nicht sanft aus. Was einen Künstler an den leeren Gesichtern dieser Modepuppen reizen könnte? Die Hauptsache für sie sei, daß ihre elegante Toilette auf das Genaueste porträtirt würde.

Seine Aeußerungen erhielten überhaupt einen ätzenden Charakter, und wäre er nicht der Maler der Corinna gewesen, so würde man ihn einen ungehobelten Bauern gescholten haben. Jetzt erklärte man ihn für ein Original und nannte es eine Künstlermarotte, daß er seine verräucherte Höhle nicht verlassen wollte. Die Anziehungskraft auf die römische Gesellschaft wurde dadurch nur verstärkt, und viele erstiegen einzig darum die drei ausge-

schliffenen Treppen, um in unserer alles nivellirenden Zeit einen originellen Menschen zu sehen. Sie mußten sich diese Mühe wohl geben, denn es war unmöglich, Spinola in einem Salon auszustellen, weil er nie eine Einladung annahm.

Ghibello und seine Tochter freuten sich seines aufsteigenden Glückes. Camilla hätte keine Frau sein müssen, wenn sie seine Liebe nicht durchschaut hätte. Die Entdeckung that ihr weh, und sie suchte durch ihr schwesterliches Benehmen Balsam in die Wunde zu träufeln, die sie ihm absichtslos geschlagen hatte. Das Mittel bewirkte das Gegentheil, aber Spinola biß die Zähne zusammen, um ihr seinen Schmerz nicht zu verrathen. Aeußerlich erschien sein Wesen ganz das alte, nur die vielen grauen Fäden, die sein dickes Haar zu durchziehen begannen, zeugten von den Qualen, die er litt und unter denen es nicht die geringste war, daß er sie nicht in dem Blute seines glücklichen Nebenbuhlers ertränken durfte. Und er sah, wie die Liebe zu jenem

das ganze Wesen Camilla's durchstrahlte und ihre Schönheit von Tag zu Tag reicher entfaltete!

Nun schrieb Vilfredo, daß die Kriegsübungen bei Pistoja beendet wären und er zum Kapitän befördert worden. Noch wenige Tage und er schloß Camilla in seine Arme. Sein Herz schwelgte voraus in der Wonne des Wiedersehens. Camilla legte den Brief, nachdem sie ihn gelesen, mit einem glücklichen Lächeln bei Seite und griff wieder zu ihrer Beschäftigung. Es war eine reizende Arbeit. Sie machte Sträußchen blühender Orangen zum Besatz eines Brautkleides. Schon lagen einige davon fertig vor ihr. Sie bemühte sich, sie so zierlich als möglich zu machen. Von der Braut wußte sie nichts, nicht einmal den Namen, aber aufrichtigere und innigere Wünsche als diejenigen, unter denen die kleinen Bouquets aus ihren Händen hervorgingen, haben wohl selten eine ihres Geschlechtes zum Altar begleitet. Ihre Vergangenheit, die Liebe, welche sie bis in die feinsten Fasern ihres Empfindens und Denkens durchdrang, ihr Hoffen und Fürchten von

der Zukunft, dieses Alles bewegte sie bei der Arbeit. Die Nähe der Entscheidung ließ ihre schlanken Finger ein wenig zittern, als sie den Brief zu Ende gelesen hatte und zur Scheere griff, um eine Orangenblüthe auszuschneiden. Es ging rasch vorüber, und nur das stille Leuchten ihrer tiefschwarzen Augen zeugte von der Erregung ihrer Seele.

Mit einem sinnenden Lächeln schloß Camilla eines Morgens den Karton, welcher die fertigen Brautsträußchen enthielt, und dann küßte sie den Vater, der sie forttrug.

Ghibello hatte kaum die Thür hinter sich zugedrückt, als ein Mann, der eine flache Mütze mit breiter Goldborte aufhatte, wie sie die Kommissionäre der Hotels zu tragen pflegen, die letzten Stufen heraufkam und sich bei ihm nach der Wohnung des Signor Ghibello erkundigte. Auf die Entgegnung, daß er selbst der Gesuchte sei, überreichte Jener ihm einen Brief. Auf eine Antwort zu warten, wäre ihm nicht aufgetragen, sagte er, und ging wieder die Treppe hinunter.

Die Handschrift der Adresse war Ghibello bekannt. Nur zu häufig hatte er sie in den letzten Wochen gesehen. Aber alle jene Briefe waren an seine Tochter gerichtet gewesen und von dem Postboten gebracht worden Sein Herz krampfte sich zusammen, und er zerriß das Couvert mit bebenden Fingern.

Er hatte sich nicht getäuscht: der Brief, der nur wenige Zeilen enthielt, war von Vilfredo. Er war in Rom und bat Ghibello um einen Besuch in seinem Hotel, ihn beschwörend, Camilla noch nichts von seiner Anwesenheit zu verrathen; er erwarte ihn von dem Augenblicke an, in dem dieses Billet in seine Hände gelange.

Ein Schwindel überkam Ghibello, und er mußte sich an dem Kopfgeländer der Treppe festhalten. Mit noch zitternden Beinen stieg er hinunter. Den Kopf auf die Brust gesenkt und nichts um sich her sehend, ging er durch das Gewirr der engen Gassen nach dem Corso, wo sich das Blumengeschäft be=

fand, in dem er den Karton abzugeben hatte. Er glich einem Nachtwandler.

Vilfredo war in dem Hotel Vittoria in der Via due Marcelli, welche auf den spanischen Platz mündet, abgestiegen. In den Augen, die dem eintretenden Ghibello entgegenblitzten, brannte es fieberhaft; trocken und heiß war die Hand, die er ihm bot. Er war erst gegen Morgen in Rom angekommen.

„Sie verzeihen, Signor Ghibello," begann er mit nervöser Hast, sobald sie sich gesetzt hatten, daß ich Sie zu mir gebeten habe, anstatt —"

Er vollendete nicht, und Ghibello, dessen hageres Gesicht eine fahle Blässe zeigte, sagte nach einer Minute vergeblichen Wartens mit kaum hörbarer Stimme:

„Ich kann mir denken, weshalb es geschah."

Vor sich auf den Teppich schauend, harrte er, daß Vilfredo fortfahre. Dieser kämpfte mit sich selbst. Das Schreckliche, was er zu sagen hatte, wollte nicht über die Lippen, umsoweniger, als er

sich dem bleichen, bekümmerten Antlitze Ghibello's gegenüber sah. Dieser kam ihm zu Hilfe.

„Sie wollen mir mittheilen, daß Ihr Vater Ihre Verbindung mit meiner Tochter nicht wünschenswerth findet?" sagte er leise aber deutlich.

„Nein, nein," widersprach Vilfredo, „ich habe mit ihm darüber nicht geredet."

Die Augen Ghibello's zuckten fragend auf.

Vilfredo zwang sich ruhig zu sein und sagte: „Sobald ich von Pistoja zurückgekommen war, suchte ich meinen Vater auf und erzählte ihm, daß ich Ihnen begegnet wäre in Rom. Und er — er gab mir den Grund an — weshalb er den Jugendfreund vergessen hätte."

Ghibello nickte einige Male mit dem Kopfe vor sich hin. Vilfredo aber rief aufspringend:

„Um Gotteswillen, kann es denn wahr sein? Ich glaubte ihm nicht, konnte ihm nicht glauben, wie ich Sie kennen, schätzen, lieben gelernt hatte. Von Ihren eigenen Lippen muß ich es hören. Bei der ewigen Allmacht, es kann nicht wahr sein!

Sie, der Vater Camilla's! Es ist Lüge, Verleumdung!"

„Es ist Wahrheit," entgegnete Ghibello mit einem unsäglich traurigen Blicke. „Ich habe die Sache der Einheit Italiens verrathen."

Vilfredo fiel mit einem dumpfen Aechzen in seinen Sessel zurück und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen. Ghibello blickte vor sich nieder und nach einer Weile sagte er:

„Sie werden mich fragen, warum ich Ihnen dieses Geständniß nicht an jenem Abend machte, als Sie so stürmisch um die Hand meines Kindes warben? Können Sie von einem alten Manne erwarten, daß er einem Jünglinge ein derartiges Geständniß ablege, selbst wenn er ihn wie seinen Sohn liebt? Sollte ich es in Gegenwart meiner Tochter thun, zumal ich sah, wie sehr Sie von ihr geliebt wurden? Ich suchte Zeit zu gewinnen, denn erfahren mußten Sie ja die verhängnißvolle That. Aber Sie wollten sich nicht gedulden. Da erwähnten Sie Ihres Vaters, und ich wies Sie an ihn. Die Frist,

die Sie mir verweigerten, war gewonnen. Ich habe an den gegenwärtigen Augenblick oft gedacht, und nun er da ist, hat er mich dennoch überrascht."

„So ist denn Alles zu Ende," stöhnte Vilfredo.

„Mein armer, junger Freund," nahm Ghibello wieder das Wort. „Ich begreife Ihre Erschütterung, aber hören Sie erst, bevor Sie urtheilen. Lernen Sie erst die Motive kennen, die mich bestimmten, die Pflicht gegen unser Vaterland zu verletzen, mit vollem Bewußtsein zu verletzen und die Folgen zu übernehmen."

Vilfredo lehnte mit todbleichem Gesichte in seinem Sessel und seine Augen glühten wie Kohlen, und von Zeit zu Zeit netzte er die trockenen Lippen mit der Zunge. Ghibello fuhr fort:

„Ich weiß nicht, wie viel Ihnen Ihr Vater mitgetheilt hat. Es wird genügen, Ihnen zu sagen, daß wir einen geheimen Bund geschlossen hatten, der Garibaldi die Thore Roms öffnen sollte, sobald er von Sicilien auf das Festland herüberkam

und den neapolitanischen Thron umgestürzt hatte. Es existirten damals noch überall in Italien die Reste der geheimen Bündnisse und revolutionären Organisationen, welche seit dem Sturze des ersten Napoleon und dem Fürstentage von Verona die ganze Halbinsel mit einem unzerstörbaren Netze überzogen hatten. Man hatte wohl einmal hier oder dort eine Masche zerschnitten, aber das ganze Gewebe zu vernichten, war keine Polizeimacht im Stande gewesen. So war es denn im Jahre 59 ein Leichtes, die ausgelösten Glieder zu ersetzen und eine neue Junta zu bilden, deren Direktorium in meinem Hause seinen Sitz hatte. In der nächstfolgenden Nacht auf die Kunde von dem Siege der Tausend von Marsala wurde ich verhaftet. Den Denunzianten habe ich nie erfahren können, klar aber wurde mir aus der Untersuchung, daß man aus mir das Material zur Anklage auf Hochverrath erst herausverhören wollte. Außer mir hatte der Denunziant keinen Verschworenen namhaft zu machen gewußt, und was er gegen mich vorgebracht hatte,

war so abgeschmackter und ungeheuerlicher Art, daß kein Gerichtshof der Welt außer dem römischen daraufhin eine Fortsetzung der Untersuchung beschlossen haben würde. Schon damals kam ich nach allen Erwägungen zu dem Schlusse, daß es meinem heimlichen Angeber viel weniger darum zu thun war, eine drohende Gefahr von der weltlichen Herrschaft des Papstes abzuwenden, als mich zu beseitigen und für einige Zeit unschädlich zu machen. Nicht einmal das Haupt der Junta hatte die Denunziation in mir getroffen. Jene Absicht war aber um so leichter zu erreichen, als ich noch von 49 her im schwarzen Buche stand und sich jetzt eine treffliche Gelegenheit bot, nachzuholen, was damals die Justiz versäumt hatte.

„Die Untersuchung ging fort und fort, und je weniger sie ergab, desto erbitterter wurde mein Verhörrichter. Die Folter war wohl auch bei uns abgeschafft worden, aber das geheime Inquisitionsverfahren, das bei Ihnen wie in der ganzen civilisirten Welt nun längst beseitigt ist, bestand noch

fort. Dieses Verfahren giebt dem Inquirenten eine fast unbeschränkte Macht über den Untersuchungsgefangenen, und der meinige streckte mich unbarmherzig auf die moralische Folterbank, um mir ein Geständniß abzupressen. Unter allen Tribunalen sind von jeher diejenigen die schrecklichsten gewesen, deren Wage die Hand eines Geistlichen hält.

„Man hatte mich von Weib und Kind fortgerissen, und keine Kunde drang von ihnen in meine Kerkerzelle in der Engelsburg. Ich erfuhr überhaupt nichts von der Welt draußen und nur aus dem Umstande, daß mein Prozeß fortdauerte, konnte ich schließen, daß die Hoffnungen der Patrioten abermals getrogen hatten. Sie wissen, daß das Machtgebot Napoleons unterdessen die gegen Rom heranschwellende Fluth zurückgestaut hatte. Ich liebte meine Frau. O, mein junger Freund, wie liebte ich sie! Ein kleiner Trost war es für mich, daß ihr in dieser traurigen Zeit meine Mutter zur Seite stand. Lassen Sie sich von Ihrem Vater erzählen, was sie für eine Frau war! Wie sie Mittel und

Wege gefunden hatte, um Agostino mitten durch die Feinde aus Rom zu führen, so wußte sie es auch jetzt endlich möglich zu machen, mir durch den Schließer ein Billet meiner Frau zukommen zu lassen. Was sie mir schrieb, war furchtbar!"

Er verstummte, von der Erinnerung überwältigt, und Vilfredo, dessen Mienen die Verstörung seines Innern deutlich verriethen, drängte ihn nicht zur Fortsetzung seiner Erzählung. Endlich begann Ghibello von Neuem:

„Unter den Geistlichen, die sich in meinem Hause Zutritt zu verschaffen gewußt hatten, befand sich einer, dem allgemein eine glänzende Zukunft prophezeit wurde, und diese Zukunft ist denn auch, dank seinen einflußreichen Verbindungen, eingetroffen. Was hilft es, ihn zu nennen, da ich nicht an ihn kann, da der Mund, der ein vernichtendes Zeugniß gegen ihn ablegen könnte, für immer verstummt ist? Er war ein blendend geistreicher Mann und dabei sein Aeußeres von der Natur wahrlich nicht stiefmütterlich bedacht. Denken Sie sich eine biegsame

Gestalt, die des glatten Parketts gewöhnt ist, einen fein modellirten Kopf mit geist- und lebenstrahlenden Augen und weichen, beredten Lippen. Aber die jesuitische Erziehung hatte jeden moralischen Halt in ihm zermorscht. Mich hatte er sondirt, ob ich etwa für die Regierung zu gewinnen wäre. Als ich verhaftet wurde, erwies er sich den Meinigen als ein trostreicher Freund, und sie vertrauten ihm, die nichtswürdigen Absichten nicht ahnend, die er durch meine Gefangenschaft zu erreichen hoffte. O, er war ein Meister in der Kunst, die Frauen zu führen! Seine beharrlichen Nachstellungen zu dem Schmerz der Trennung von mir, den Qualen der Ungewißheit über mein Schicksal und der Furcht vor dem Aeußersten brachten meine Frau an den Rand der Verzweiflung. Ihre Zeilen enthüllten mir die Gefahr, in der sie schwebte, und riefen mich zur Hülfe. Von meinen Briefen, die ich ihr hatte schreiben dürfen, war, wie ich jetzt erfuhr, keiner in ihre Hände gelangt, keiner der ihrigen zu mir, und alle ihre Bitten, mich besuchen zu dürfen, waren abge-

schlagen worden. Ich wüthete und raste, aber ich sprengte damit meinen Kerker nicht auf und zur Strafe für mein Lärmen in der Zelle, wie es der Schließer nannte, wurde ich achtundvierzig Stunden lang an die Kette gelegt.

„Ich sah ein, daß ich mich vor meinem Inquirenten demüthigen müßte, wenn ich meine Frau sehen wollte. Denn einen Brief an sie würde er nicht die Censur haben passiren lassen. Ich demüthigte mich, und er schien geneigt, meine Bitte zu erfüllen. Tags darauf eröffnete er mir, daß meine Frau nicht kommen könnte, sie läge krank. Es war eine Unwahrheit, wie ich später konstatirt habe, aber sie diente ihm zu einer neuen Folter, um mich zum Geständniß zu bringen. Ich sollte meine Frau besuchen dürfen, ja ich sollte ganz frei sein — unter einer Bedingung. Ich sollte mich durch den Verrath meiner Freunde selbst entehren.

„Alle Marter, die man mich bisher hatte erdulden lassen: die absichtliche Rohheit des Schließers, die zeitweilige Entziehung der warmen Kost, die

endlosen Verhöre, zu denen ich oft Nachts von meinem elenden Lager geholt wurde, die Brutalität des Inquirenten, das Vorenthalten von Büchern, von Licht in einer Zelle, in der selbst zur Mittagszeit eine trübe Dämmerung herrschte — was war das Alles gegen die Tortur, mein Weib entweder die Beute des gewissenlosen Verführers werden zu sehen, oder mich selbst moralisch zu erwürgen! Fühlen Sie dem Gefangenen alle diese Qualen nach, und dann verurtheilen Sie ihn, daß in seiner Schätzung die Schale der Liebe gegen die der Ehre herabsank! Ich that endlich, was man verlangte, und ich hatte es umsonst gethan. Meine Frau war am Tage, bevor ich nach Hause kam, gestorben. Die Verzweiflung hatte sie Rettung im Tode suchen lassen."

„Das ist furchtbar," rief Vilfredo entsetzt, während Ghibello sich auf die Armlehne seines Stuhles stützte und die Augen mit der Hand verbarg.

Beide schwiegen, und man vernahm in der Stille des Zimmers nur die schweren Athemzüge Vilfredo's.

„Ich will Ihnen nicht die Gefühle schildern, mit denen ich an der Leiche meiner Frau stand," begann Ghibello endlich wieder, indem er das gramvolle Antlitz erhob. „Voll blühenden Lebens hatte ich sie verlassen, und jetzt lag sie todt vor mir, wachsbleich, aber auch jetzt noch schön, o, so schön in ihrem Festschmucke des Todes und überschüttet mit Blumen." Eine Thräne rollte ihm über die Wangen. „Meine Mutter entriß mich dem Rasen meines Schmerzes. Störe nicht die Ruhe der Todten, sagte sie, und führte mich hinweg und erzählte mir ihre Passionsgeschichte. — Genug!"

Er machte eine abwehrende Bewegung und fügte mit festerer, aber leiser Stimme hinzu:

„Ich nannte die Mitglieder des leitenden Komités. Durch meine Verhaftung gewarnt, waren sie bis auf zwei entflohen. Diese wurden eingezogen und ihnen meine Aussagen verlesen. Auf einen

Wink aus den Tuilerien wurde der Prozeß niedergeschlagen; der Vatikan sollte die Römer zu versöhnen trachten. — Jetzt wissen Sie Alles. Ich habe nichts verhehlt, nichts beschönigt."

„Unglücklicher Mann," rief Vilfredo mitleidsvoll, „wer würde Sie nicht entschuldigen, der Ihre Geschichte hört. Aber," seufzte er tief auf, „die That bleibt vor der Welt bestehen und sie hat nicht nur Ihre Ehre getödtet, sondern auch das Lebensglück Camilla's und das meinige. Allmächtiger Gott," fuhr er verzweifelnd fort, „welch ein Elend bringt sie über uns Alle! Und ich sehe keinen Ausweg für Camilla und mich. Vergebens habe ich mein Gehirn zermartert, seitdem mein Vater das furchtbare Wort aussprach. Keinen Ausweg, keinen, keinen! Was hilft es, daß Camilla an Ihrer That rein ist, wie ein Engel des Lichtes? Der Schatten Ihres Verrathes fällt auf sie. O Elend für sie, für mich! Ich habe es schon durchgekostet, als ich hierher fuhr, und ich werde es immer von Neuem fühlen, so lange ich lebe."

Er sprang auf und stürmte in dem Zimmer hin und her, zerrte an seinem Barte, zerwühlte sich das Haar und warf sich zuletzt erschöpft und ermüdet in seinen Sessel. Ghibello blickte stumm vor sich auf den Boden und seine Augen verfolgten das Muster des Teppichs so genau, als ob er es nachzeichnen wollte. Er bemerkte sogar, daß an einigen Stellen die Farben verblaßt waren, und ertappte sich auf der Frage, ob wohl die Sonne die Ursache davon sein könnte? Dabei fuhr von Zeit zu Zeit ein blitzartiges Zucken durch seine Mienen.

Vilfredo unterbrach das Schweigen.

„Kein Grübeln der Vernunft vermag mich von der Erfüllung meiner Pflichten zu entbinden,“ sagte er dumpf, „der höchsten Pflichten, die ich kenne. Mein Herz gehört Camilla, mein Leben dem Vaterlande, und Pflicht und Ehre lassen mir keinen Ausweg, keine Wahl.“

Ghibello hatte ihn angehört, ohne die Blicke vom Boden zu erheben.

„Ja, es giebt keinen Ausweg,“ murmelte er

nach einer Weile und stand mühsam auf. „Der Schatten meiner That fällt auf mein unglückliches Kind, und Sie sind Offizier. — Leben Sie wohl!"

Vilfredo hielt ihn zurück.

„Vergeben Sie mir, daß ich dazu beitragen mußte, das Maß des Unglücks, unter dem Sie leiden, noch zu vermehren," bat er mit bebenden Lippen. „Camilla kann mir nicht verzeihen, ich fühl's; denn alle Schuld ist mein. Aber ich beschwöre Sie, greifen Sie mir nicht vor! Ueberlassen Sie es mir, ganz mir, der Geliebten — denn das wird sie mir ewig bleiben — mitzutheilen, was uns trennt."

„Und von Ihnen soll sie erfahren, von einem Dritten, die Schuld des Vaters, die ich ihr ewig zu verbergen hoffte?" fragte Ghibello, indem das bittere Lächeln, das Anfangs um seinen Mund geschwebt hatte, verschwand und sein Gesicht sich röthete. „Niemals! Junger Mann, wenn es ein Forum gäbe, vor das wir beide treten könnten, wer weiß, ob meine unselige That nicht leichter be-

funden würde als Ihr Pflichtgefühl! Entschuldigen, rechtfertigen Sie sich, wenn Sie es vermögen; was meine Pflicht ist, weiß ich."

Er ging, Vilfredo in der trostlosesten Verfassung zurücklassend.

IX.

Ein treuer Freund.

Flimmernd und glitzernd in der Mittagssonne schoß der Fluß unter dem Bogen des Ponte Sisto hervor, und droben auf das Geländer stützte sich Ghibello. Müde folgte sein Auge dem Wasser, das, in seinem raschen Laufe kleine Wirbel bildend, der Tiberinsel zuströmte. Wie ein Schiff schwamm sie auf den gelben Fluthen. Auf ihr hatte einst der Tempel des Aeskulap gestanden. Dieser Umstand kam Ghibello in den Sinn, und er fragte sich, ob es denn für sein Leid keinen Tempel der Heilung gäbe? Eine vorüberziehende Wolke warf ihren Schatten auf den Fluß. „So stehst du zwischen deinem Kinde und der Sonne des Glücks,“ dachte er. Konnte er nicht wie die Wolke fortziehen, verschwinden? Das Wasser unter seinen Füßen rauschte und gurgelte. — Schwerfällig ging er weiter.

Er scheute sich, sofort seiner Tochter zu begegnen. Sie pflegte in seinen Mienen wie in einem Buche jede Regung seiner Seele zu lesen, und er fürchtete, daß die Schreckensbotschaft, auf die er sie vorbereiten wollte, nur allzu deutlich auf seiner Stirn stände. Er irrte darin nicht, denn als er vorerst in das Atelier Spinola's trat, um seine Selbstbeherrschung wiederzugewinnen, erstarb dem Maler über seinem verstörten Aussehen der Gruß auf den Lippen.

Spinola war beschäftigt, einen Koffer zu packen. Er hatte erkannt, daß er in Camilla's Nähe nicht von seiner hoffnungslosen Leidenschaft genesen konnte, obgleich er durch energisches Arbeiten das Denken an sie abzuwehren suchte, und beschlossen, Rom auf einige Zeit zu verlassen.

„Lassen Sie mich ein wenig ausruhen; aber Sie dürfen sich dadurch nicht stören lassen," sagte Ghibello mit matter Stimme und setzte sich erschöpft in den Armstuhl, in dem der Maler zu brüten und seine Siesta zu halten pflegte. Es war ein alt-

modisches Möbel mit gewundenen Füßen und hoher steifer Lehne, durch dessen abgenutzen Lederbezug an einigen Stellen die Roßhaare hervorquollen.

Der Maler nahm, ohne ein Wort zu sagen, aus einem Wandschränkchen eine Flasche Velletri und reichte Ghibello ein Glas davon. Der feurige Wein that dem Erschöpften wohl.

„Ach Spinola," seufzte er, nachdem er das Glas in kleinen Zügen geleert hatte, „was vermag der Mensch gegen das Unglück? Man glaubt es entwaffnet, gebändigt zu haben, und plötzlich reißt es uns hinterrücks zu Boden und drückt uns das Knie auf die Brust."

Spinola war mit der Flasche in der Hand vor ihm stehen geblieben und wollte ihm ein zweites Glas einschenken. Erst als Ghibello dankte, erkundigte er sich theilnehmend, was ihm zugestoßen wäre?

„Sie sehen ja aus, als ob Ihnen am hellen lichten Tage Gespenster begegnet wären," sagte er. „Was ist's? Kann ich helfen? Brauchen Sie Geld?"

Ghibello schüttelte den Kopf.

„Es kann Niemand helfen,“ erwiderte er traurig.

„Aber vielleicht rathen,“ meinte Spinola, Flasche und Glas fortsetzend. „Es giebt nur ein Unglück, in das sich kein Loch bohren läßt, und das ist der Tod.“

„Der Tod ist wahrlich nicht das größte Uebel,“ seufzte Ghibello.

„Streiten wir nicht darüber,“ rief der Maler. „Reden Sie und lassen Sie uns überlegen. Sie wollen das, was geschehen ist, vor Ihrer Tochter verbergen, hoffentlich betrifft es nicht sie?“

„Das ist es eben,“ gab Ghibello mit bebenden Lippen zur Antwort. „Beträfe es nur mich, es sollte mich nicht anfechten. Aber der Wetterstrahl trifft das Haupt meines Kindes und trifft es aus heiterem Himmel, zu dem sie noch Glück hoffend die Augen erhebt.“

„Rosati!“ drängte es sich auf des Malers Lippen, und im nächsten Moment rief er, indem

seine träumerischen Augen zu Flammen wurden: „Untreu!“

„Nein, nein,“ beeilte sich Ghibello ihn zu versichern. „Aber er giebt sie auf — und ich kann ihn darum nicht verklagen.“

Spinola fuhr wild auf. Ghibello erhob beschwichtigend die Hand.

„Ich brauche mich nicht länger zu schonen, zu verstecken, nachdem ich mich ihm umsonst enthüllt habe. Verurtheilen Sie ihn nicht! Sie kennen meine Vergangenheit nicht, Sie wissen nicht, wessen ich mich vor der Welt schuldig gemacht habe.“

„Ich wohne lange genug in Trastevere, um die Gerüchte zu kennen, mit denen man sich über Sie trägt,“ fiel Spinola mit einer Stimme ein, die das Gewittergrollen in seinem Innern deutlich verrieth. „Genug, nehmen wir an, daß sie wahr seien! Was hat Camilla damit zu schaffen? Wer kann es darum wagen, der Ehre Ihrer Tochter zu nahe zu treten?“

„Nicht um ihre Ehre handelt es sich, sondern

um ihr Lebensglück, das dadurch vernichtet ist," ächzte Ghibello.

„Er weiß Alles und bricht sein Wort?" kam es wie zerquetscht aus Spinola's heftig arbeitender Brust. „Er liebt sie und hat nicht den Mannesmuth, der öffentlichen Meinung zu trotzen?" Er lachte in grimmigem Hohne auf und ballte die Faust. „Er hat Camilla nie geliebt. Aber bei Gott! —"

Er vollendete die Drohung nicht. Hastig athmend, setzte er sich auf seinen Schemel vor seiner Staffelei, stützte die Ellenbogen auf die Schenkel und vergrub die Finger beider Hände in seinem krausen Haar. Mit funkelnden Bilcken stierte er vor sich hin und regte sich auch nicht, als Ghibello ihn nach einiger Zeit verließ.

Camilla merkte ihrem Vater nichts Ungewöhnliches an, vielleicht nur, weil ihre Seele noch von den Träumen umschmeichelt war, aus denen seine Heimkehr sie geweckt hatte. Ihn zum Mittagsessen erwartend, dessen Stunde längst geschlagen, hatte sie Vilfredo's letzten Brief nochmals durchlesen, und

dann die Hände im Schooße faltend, heitere Zukunftsbilder in die sonnige Bläue des Himmels über den Dächern vor ihren Fenstern gezeichnet. Ghibello vermochte bei ihrem Anblick nur mühsam seine Fassung zu behaupten und er war während des Essens weniger mittheilsam als sonst wohl, wann er ausgewesen war. Bitterkeit gegen Vilfredo, den er noch gegen Spinola in Schutz genommen, bemächtigte sich seiner. Als er später, in der Wohnstube auf und abgehend, den Brief Vilfredos's auf Camilla's Arbeitstisch bemerkte, sagte er:

„Er schreibt Dir also, daß Du ihn jetzt jede Stunde erwarten darfst? Du hoffst auf eine glückliche Entscheidung? Ach, mein liebes Kind, Du hoffst wohl nur, weil Du die verborgene Klippe nicht kennst, an der Dein Glück zu zerschellen droht! Eure jäh entbrannte Leidenschaft hat es mir unmöglich gemacht, Euch zu warnen und Dich auf die Gefahr aufmerksam zu machen, der zu begegnen Du gefaßt sein mußt. Du hast mich nie gefragt, warum ich Vilfredo zunächst an seinen Vater wies.“

„Ich weiß es, Papa,“ versetzte Camilla leise, indem eine dunkle Röthe ihre Wangen überzog. Dann sprang sie auf, umschlang ihn und flüsterte, ihre Wange an die seinige legend: „Ich weiß Alles, Papa! Die Großmutter vertraute es mir auf dem Sterbebette.“

Er wollte sich in der Ueberraschung aus ihren Armen befreien; aber sie hielt ihn nur um so fester, indem sie zärtlich rief:

„Du lieber, unglücklicher Vater!“

„Und trotzdem kannst Du hoffen?“ fragte er, nachdem er von seiner Ueberraschung und Rührung, die ihm Thränen in die Augen lockte, sich erholt hatte. „Ich fasse Dich nicht. Du kennst die Vorurtheile und Satzungen der Menschen. Worauf baust Du Deine Hoffnung?“

„Auf den Glauben an seine Liebe,“ versetzte sie innig und fest. „Gott ist die Liebe, kann er es an mir rächen wollen, daß Du meine Mutter über Alles geliebt hast? Er, der die Herzen kennt und

lenkt, darf es nicht geschehen lassen, daß Vilfredo und ich darum leiden sollen."

Ihre Worte fielen wie Feuertropfen auf sein Herz, sodaß er vor Weh laut hätte aufschreien mögen.

„Mein Kind, m in Kind," stöhnte er, „und weißt Du nicht, daß es von diesem Gotte heißt, er suche die Sünden der Väter bis in das dritte und vierte Glied heim?"

„Ist Lieben denn Sünde?" fragte sie mit siegreich strahlenden Augen.

Er fand nicht den Muth, so grausam zu sein wie dieser Gott, auf den sie baute. Noch war ja auch ihr Schicksal nicht besiegelt, noch war es ja möglich, daß in Vilfredo, der nun Alles wußte, die Liebe triumphirte. Wie der einem Abgrunde Zugleitende am Grase sich festzuhalten sucht, so klammerte er sich an diese Möglichkeit.

Unterdessen versuchte Vilfredo der Geliebten zu schreiben. Er mußte viele Bogen zerreißen, ehe er

auch nur den Anfang zu dem schweren Geständniß fand, und die Vorstellung der Schmerzen, die seine Entsagung Camilla bereiten mußte, die Vergegenwärtigung ihrer Liebe zu ihm, das leidenschaftliche Gefühl der eigenen zwangen seine Feder immer wieder inne zu halten.

Ein Besuch, den er am wenigsten erwartet hätte, störte ihn dabei. Antonio Spinola trat in sein Zimmer. Dieser begann sofort anscheinend ruhig:

„Ich störe Sie; aber das, was ich Ihnen zu sagen habe, wird nur wenige Minuten in Anspruch nehmen."

Vilfredo deutete auf einen Stuhl, den der Maler mit einer Geste ablehnte und fortfuhr:

„Signor Ghibello hat mir als einem langjährigen Freunde Ihren Entschluß mitgetheilt, von den Verpflichtungen zurückzutreten, die Sie gegen Signora Camilla eingegangen sind. Ich habe keinen Auftrag von ihm, und er weiß nicht, daß ich zu Ihnen gegangen bin."

„Dann darf ich mir wohl die Frage gestatten, mit welchem Rechte Sie sich in diese Angelegenheit mischen?“ fragte Vilfredo mit einem stolzen Befremden, dessen abweisender Ton deutlich genug war.

„Mit dem Rechte eines Mannes, der nicht dulden wird, daß Signor Rosati eine Dame ungestraft beleidigt, die ich hochschätze,“ erwiderte Spinola, seine äußere Ruhe noch bewahrend. „Noch ahnt Signora Camilla den Verrath nicht, den Sie an ihrem Herzen begehen wollen. Noch kann Alles gut gemacht werden, noch haben Sie die Wahl. Wenn Sie Camilla wirklich lieben, dann können Sie unmöglich bei Ihrem Vorsatze beharren.“

„Sie nehmen sich der Dame allzu warm an,“ entgegnete Vilfredo kalt, aber mit auflodernden Blicken. „Sie werden begreifen, daß ich aus diesem Grunde nicht gewillt sein kann, gerade Ihnen irgend welche Erklärungen zu geben.“

Eine wilde Freude blitzte in Spinola's Augen auf, und er rief:

„Es freut mich, daß Sie so scharfsichtig sind. Ja, ich liebe Camilla, und darum fordere ich von Ihnen, daß Sie sie nicht dem Götzen Ihrer Standesehre aufopfern. Wollen Sie Ihr Wort einlösen oder nicht?“

Vilfredo verschränkte die Arme über seiner Brust und schwieg, während er seine Augen durchbohrend auf seinen Nebenbuhler richtete.

„Sie wollen also nicht?“ knirschte dieser. „Dann habe ich Sie nur noch zu ersuchen, von dieser Adresse meines Freundes hier den erforderlichen Gebrauch zu machen. Aber noch heute, wenn ich bitten darf.“

Er legte eine Visitenkarte auf die Ecke des Tisches und ging. Es war die Karte seines Freundes, des Landschaftsmalers Carlo Petrucchi.

„Ah, er liebt sie!“ murmelte Vilfredo, als sich die Thür hinter dem Maler geschlossen hatte, und einen Moment lang ergriff auch ihn die Begierde, seinem Nebenbuhler mit den Waffen in der Hand gegenüber zu treten. Dann drängte sich ein anderer

Gedanke aus seinem trüben Sinnen hervor. Wenn Spinola ein guter Schütze wäre? Unmuthig wies er ihn ab und zog die Glocke, warf einige Zeilen auf das Papier, in denen er Emilio Morosini um seinen Besuch bat, und übergab das Billet dem inzwischen erschienenen Kellner zur sofortigen direkten Bestellung an die Adresse.

Eine Stunde später war der Freund bei ihm.

„Ich war allerdings darauf gefaßt, Dich bald wieder in Rom zu sehen, jedoch nicht so bald," sagte er, dem Vetter die Hand schüttelnd. „Aber Du erinnerst Dich unserer Causerie bei Nazarri? Aber Du machst ja ein verteufeltes Gesicht? Was giebt's? Ich höre!"

Er setzte sich behaglich auf das Sopha, und Vilfredo erzählte ihm ohne Umschweife und so kurz wie möglich von seiner Liebe zu Camilla, von den Enthüllungen ihres Vaters und des Malers Besuch.

Emilio unterbrach ihn mit keinem Worte und sein leichter Sinn verstummte, wenigstens augenblicklich, vor dem Ernste der Situation.

„Die Frage ist nun, ob Du den Ehrenhandel mit Spinola in Deine Hand nehmen willst," schloß Vilfredo.

„Aber das versteht sich von selbst, cher ami," antwortete Emilio, indem er einen Blick auf die Visitenkarte Petrucchi's warf, bevor er sie zu sich steckte. „Auszugleichen wird die Sache schwerlich sein?"

„Versuche es, ich dürste nicht nach Blut," sagte Vilfredo. „Die beiden Künstler werden vermuthlich von dergleichen Händeln wenig verstehen, unterstütze sie mit Deinem Rathe und suche die Bedingungen für Spinola so günstig wie möglich festzustellen. Mir sind Ort, Zeit, Waffen gleichgültig."

„Soll geschehen," nickte Emilio. „Du bist da in eine verteufelte Geschichte hineingestürmt. Wenn Du nur schon bei unserem letzten Dejeuner Deine Verschlossenheit aufgegeben hättest, die jetzige Pointe wäre wenigstens vermieden worden."

Vilfredo glaubte Letzteres nicht, kannte er doch

jetzt die Ursache, warum Spinola ihm schon bei ihrer ersten Begegnung so unwirsch entgegen getreten war.

„Nun ich will Dir keine Vorwürfe machen," sagte Emilio. „Du reste — tant pis pour Monsieur Spinola. Ich bringe Dir Antwort. Au revoir!"

Er strich seine hellen Handschuhe glatt, setzte seinen Hut vor dem Spiegel zurecht und ließ Vilfredo allein, der wieder zur Feder griff, um an Camilla weiter zu schreiben.

X.

Das Duell in der Campagna.

Noch war die Sonne am folgenden Morgen nicht über den Albanerbergen heraufgekommen, als eine geschlossene Kutsche die Stadt durch die Porta Portense verließ und die Straße nach Ostia einschlug. An der einsam gelegenen Osteria di Pozzo hielt sie, und es entstiegen ihr Vilfredo, Emilio und ein Dritter, ein Emilio befreundeter Arzt. Sie hießen den Kutscher auf ihre Rückkunft warten und schlugen den Weg zur Rechten über den Monte Verde ein. Vilfredo ging einige Schritte den Andern voraus, die ihm schweigend folgten. Der Doktor rauchte mit Gemüthsruhe eine Cigarre, während Emilio ungewöhnlich ernst war. Seine Bemühungen, dem Duell eine möglichst harm=

lose Form zu geben, waren vollständig gescheitert. Petrucchi hatte im Auftrage seines Freundes auf einen Kugelwechsel bis zum Erfolge bestanden. Vilfredo's Gedanken weilten nicht bei dem Zweikampfe. Er ließ die Ostertage seiner Liebe an seinem Geiste vorüberziehen — vielleicht zum letzten Male in diesem Leben, wer konnte es wissen? — und endete mit Vorwürfen gegen sich selbst. Er gedachte der Warnung Camilla's auf dem Palatin; aber nicht um seinetwillen bereute er es, daß seine Leidenschaft taub gewesen war. Wie unglücklich er sich dadurch fühlte, das Unglück, das er über Camilla gebracht hatte, lastete ungleich schwerer auf ihm und erfüllte sein Herz mit Bitterkeit. Der Haß Spinola's gegen ihn war nichts gegen die Feindseligkeit, mit der er sich selbst anfiel, während die Lerchen unsichtbar in dem blauen Aether ihre süßen Weisen wirbelten. Die über dem Monte Cavo schwebende Morgensonne streute ihr Goldlicht über die weit sich dehnende Campagna. Gras und Blumen waren verwelkt, und wie eine träge Schlange

wand sich der Tiber durch die braune Haide. Hier und da unterbrach ein reifendes Weizenfeld die melancholische Einsamkeit. Ein Büffelhirte in Schlapphut und Mantel, der mit seiner langen Lanze in der Ferne unbeweglich wie eine Statue auf seinem Pferde hielt, war weit und breit das einzige menschliche Wesen.

Eine kleine Kapelle, welche der heiligen Passera geweiht war, bezeichnete das Stelldichein.

„Die Herren lassen lange auf sich warten,“ sagte Emilio, nachdem er seine Uhr zu Rathe gezogen, zu Vilfredo, der mit gekreuzten Armen in die Oede hinausschaute.

Dieser blieb stumm.

„Höre, Deine Melancholie gefällt mir nicht.“

„Siehst Du den Tod nicht durch die Campagna reiten?“ fragte Vilfredo, aber Emilio verstand seine Meinung nicht.

Das Geröll der einsamen Landstraße knirschte unter Schritten. Die Erwarteten kamen. Spinola trug die Schuld an der Verspätung. Er hatte noch

fest geschlafen, als sein Sekundant sich bei ihm eingefunden, um ihn abzuholen. Petrucchi war ein kleiner, breitschultriger Mann mit einer dantesken Nase, unter der sich ein rother Schnurrbart aufwärts krümmte. Ein mächtiger Knebelbart, der einer Flamme glich, barg sein Kinn. Seine Augen hatten einen schwer beweglichen Blick und glänzten wie Metall.

Stumm grüßte man einander. Die Sekundanten maßen die Entfernung ab, die von den Duellanten fest eingehalten werden sollte, und luden die Pistolen. Es waren neue Waffen, die Emilio am Abend vorher in Gegenwart Petrucchi's gekauft und diesem in Verwahrung gegeben hatte. Die Sekundanten sprachen mit gedämpfter Stimme, Emilio übernahm das Kommando.

Spinola warf die Cigarre fort, die er bis jetzt zwischen den Lippen gehalten hatte. Sein Gesicht war unheimlich finster; Vilfredo stand ihm in militärischer Haltung mit ruhiger, aber ernster Miene gegenüber. Emilio zählte bis drei.

Vilfredo feuerte, ohne gezielt zu haben, nicht so Antonio, dessen Kugel Jenem den Hut vom Kopfe riß.

Die Pistolen wurden frisch geladen.

„Ihr Freund könnte jetzt zufrieden gestellt sein," sagte Emilio dabei zu dem Landschaftsmaler. „Signor Rosati hat ihm das Vergnügen gemacht, auf sich schießen zu lassen, damit sollte es des Spiels genug sein."

Petrucchi redete mit Spinola, der aber auf der Fortsetzung des Kampfes bestand und zu allen Vorstellungen seines Freundes ungeduldig den Kopf schüttelte.

Emilio beobachtete sie, indem er nervös an seinem zugespitzten Schnurrbarte drehte. Als Petrucchi durch ein Achselzucken ihm zu verstehen gab, daß er nichts ausgerichtet habe, reichte er mit einem halblauten Fluche Vilfredo die Waffe.

„Du bist ein besserer Mensch, als wofür Du Dich selbst hältst," sagte Vilfredo mit einem freundlichen Blicke.

„Hol' ihn der Teufel,“ grollte Morosini.

Wieder knallten die Schüsse in der Stille des sonnigen Morgens. Vilfredo hörte die Kugel an seinem Ohre vorüberpfeifen, Spinola wankte und brach zusammen, ehe sein rasch zuspringender Sekundant ihn mit seinen Armen auffangen konnte. Der Arzt verließ die Kapelle, aus deren Thürrahmen er dem Zweikampf zugeschaut hatte. Spinola hatte das Bewußtsein verloren. Die Kugel war ihm unterhalb der rechten Schulter seitwärts in die Brust gedrungen. In ernstem Schweigen harrten Vilfredo und Emilio, die gleichfalls herangetreten waren, auf das Ergebniß der Untersuchung. Der Schmerz weckte den Verwundeten aus seiner Ohnmacht. Vilfredo beugte sich zu ihm und bot ihm die Hand. Spinola aber wandte mit feindselig aufblitzenden Augen den Kopf zur Seite. Vilfredo trat seufzend zurück.

„Wie steht's, Doktor?“ fragte Emilio flüsternd.

Der Arzt antwortete mit einer Miene, die nicht mißzuverstehen war, und laut sagte er, indem er

die blutige Sonde reinigte: „Schicken Sie nur so schnell wie möglich den Wagen her.“

Emilio zog seinen Vetter mit sich fort. So rasch wie möglich suchten sie die Osteria di Pozzo zu erreichen. Da die Maler in einer einspännigen Droschke herausgekommen waren, so schickte Emilio seine Kutsche nach der Kapelle und bediente sich zur Rückfahrt mit Vilfredo des offenen Fiakers. Die beiden Freunde hatten kein Wort mit einander gewechselt, seitdem sie den Kampfplatz verlassen hatten. Vilfredo's Mienen prägten die Verstörung seines Innern deutlich aus. Er hatte seinen Gegner nur kampfunfähig machen, seinen Arm treffen, nicht ihn tödten wollen. Er war ein ausgezeichneter Schütze, allein die Unbekanntschaft mit der Pistole hatte seine Absicht vereitelt. Emilio suchte ihn zu beschwichtigen, indem er ihm vorstellte, daß die Chancen gleich gewesen wären, daß er, Vilfredo, aus Nothwehr gehandelt und Spinola nur selbst in die Grube, die er ihm gegraben hätte, gestürzt wäre. Auch lebe Spinola noch, und die Hoffnung,

daß er von seiner Wunde genese, sei nicht ausgeschlossen.

„Ich sehe nicht ein, daß Du anders hättest handeln können," schloß er seine Vorstellungen. „Du hast Camilla entsagt, weil es Deine Standesehre fordert. Hättest Du als Offizier das Duell ablehnen können? Unmöglich! Unsere gesellschaftlichen Einrichtungen und Vorurtheile führen mitunter unabweislich zu Verschlingungen, die aber nicht gelöst werden können, sondern durchhauen werden müssen, sei es mit dem Degen, der Pistole oder auch mit dem Messer."

„Ist der Ausgang darum minder furchtbar?" stöhnte Vilfredo, und als der Wagen in die Stadt rollte, bat er Emilio, den Kutscher nach der Prefettura fahren zu lassen. Er wollte sich den Gerichten stellen.

Darüber gerieth Emilio in eine Aufregung, in der Vilfredo ihn noch nie gesehen hatte. Seine Philosophie, alles von der leichten Seite zu nehmen, ließ ihn völlig im Stiche.

„Du wirst die Affaire Deinen Vorgesetzten in Florenz melden, das versteht sich von selbst,“ rief er. „Aber Du wirst erst abwarten, wie es mit Spinola ausgeht. Was glaubst Du wohl, wie man bei uns mit einem Offizier Viktor Emanuels umspringen würde, der einen Römer erschossen hat? Du bist toll und ich dulde nicht, daß Du den Kopf in den Rachen des Tigers steckst.“

Er bestand darauf, daß Vilfredo mit dem nächsten Zuge nach Florenz zurückkehre, und wich bis zu dessen Abgang nicht von seiner Seite, indem er seine ganze Unterhaltungsgabe aufbot, um ihn von dem Wühlen in seinem Inneren abzulenken. Es gelang ihm kaum auf wenige Minuten. Das Schwerste, was ein Mensch erfahren kann, bedrückte das Gemüth des Unglücklichen und er hatte die Kunst nie gelernt, mit seinen Grundsätzen und seinem Gewissen einen Vergleich zu schließen.

Emilio athmete erleichtert auf, als der Zug mit Vilfredo sich in Bewegung setzte. Aber noch

blieb ihm eine peinliche Aufgabe zu erfüllen übrig. Er hatte Vilfredo versprochen, dessen Absagebrief an Camilla persönlich in deren Hände zu legen, und begab sich sofort nach der Via della Lungaretta.

In dem Atelier Spinola's, wo er zunächst eintrat, um sich nach dem Befinden des Malers zu erkundigen, fand er Ghibello. Er kauerte auf dem mit abgeschabtem Seehundsfell beschlagenen Koffer, den Spinola Tags vorher hatte packen wollen, und hatte das Gesicht mit den Händen bedeckt. Er sah nicht auf und regte sich nicht. Vor der Staffelei stand der rothbärtige Petrucchi und betrachtete das noch unvollendete Gemälde seines Freundes. Er empfing Emilio mit tiefernsten Mienen.

„Er ist todt!" sagte er leise und wandte das Gesicht ab.

Die Leiche Spinola's lag in dem Nebenzimmer auf dem Bette und Camilla stand bei ihr. Der Tod hatte Zorn und Schmerz in seinen Zügen gelöscht; wie ein friedlich Schlummernder lag er da. Camilla war blaß wie er; aber in ihren Augen

glühte es unheimlich. Sie wußte, daß er für sie gestorben war, daß Vilfredo sie verlassen hatte. Was die flüchtigen Mittheilungen Petrucchi's im Dunkelen gelassen, hatten die des Vaters ergänzt. Sie küßte die eisige Stirn des Todten und kehrte in das Atelier zurück.

Emilio mußte eine Anstrengung machen, um der Unglücklichen gegenüber seine Fassung zu behaupten. Er nannte ihr seinen Namen, aber sie gab durch nichts zu verstehen, daß sie ihn kannte. Regungslos stand sie ihm gegenüber. Er bedauerte den traurigen Anlaß, der ihn herführe und bat sie, überzeugt zu sein, daß den unglücklichen Ausgang des Duells Niemand schmerzlicher empfinde, als sein Vetter Vilfredo.

Der Name blieb ohne Wirkung auf sie. Ihre tiefglühenden Augen bohrten fortwährend in das Gesicht des Sprechers, der fortfuhr, indem er das Schreiben seines Vetters hervorzog: „Er übergab mir heute Morgen diesen Brief für Sie, Signorina, und schärfte mir nochmals bei seiner Abreise ein,

Ihnen denselben persönlich zu überbringen. Ich komme soeben vom Bahnhofe."

Sie wies den Brief mit einer stolzen Geberde zurück, neigte kaum merklich das geisterbleiche Antlitz und verließ das Zimmer.

Emilio preßte verlegen die Lippen zusammen.

Ghibello hatte unterdessen die Hände von seinem Gesichte sinken lassen und sagte jetzt:

„Es bedarf des Briefes nicht mehr. Ich habe ihr bereits Alles erzählt, während der dort drinnen mit dem Tode rang, in den ich ihn getrieben habe."

Tief aufstöhnend ließ er das gramdurchwühlte Antlitz auf die Brust sinken und Emilio entfernte sich.

„Der Teufel hole die Tragödien," grollte er, während er die Treppen hinunter stieg. „Aber schön ist sie, bei Jove!" setzte er nach einer Weile hinzu, und er begab sich nach der Piazza Colonna, dieser Klatschbörse Roms, auf der es nie von Müßiggängern leer wird, um sich die Tragödie aus dem Sinne zu schlagen.

Camilla war aus dem Atelier in ihr Zimmer

gegangen, das sie kaum erreicht hatte, als sie von der krampfartigen Selbstbeherrschung, die sie bisher behauptet, verlassen, ohnmächtig zu Boden sank. Mit einem Frösteln kam sie endlich wieder zu sich und jetzt schlug der Schmerz seine Wolfszähne heißhungrig in ihre Brust. „Verlassen! Verloren!“ schrie sie und warf sich auf das Bett und sprang dann wieder auf und zerwühlte sich das Haar und warf sich wieder hin und drückte das Gesicht in die Kissen. Ein krampfhaftes Schluchzen, mit halb ersticktem Schreien untermischt, drohte ihre Brust zu zersprengen. Endlich begann sich der Krampf in Thränen zu lösen und sie rannen fort und fort, bis sie erschöpft war. Als der Thränenquell versiegte, wurde es leer und öde in ihr. Nach einer Weile erhob sie sich, von aller Kraft verlassen, streifte die goldene Schlange von ihrem Finger und legte sie in ein Kästchen, das die Briefe Vilfredo's enthielt. „Todt!“ hauchte sie mit farblosen Lippen und ließ sich schwerfällig auf dem Stuhle neben ihrem Bette nieder, legte die Hände im Schooße zusammen und

blickte bewegungslos auf sie und empfand und dachte nichts. Alles schien in ihr gestorben zu sein.

Unter dem Geläute der Abendglocken klopfte der Vater an ihre Thür. Sie band ihr Haar auf, das sich gelöst und im dunkelen, üppigen Strom bis über ihre Hüften herabwallte, ordnete ihre Gewänder und kam in die Wohnstube, einer wandelnden Leiche ähnlich.

„Vergieb, vergieb mir, Du Licht meiner Seele," bat der über ihren jammervollen Anblick tief erschrockene Vater. „Entziehe mir Deine Liebe nicht."

Er zog sie an seine Brust und sie ließ eine Weile ihre Stirn müde auf seiner Schulter ruhen. Dann flüsterte sie:

„Ich liebe Dich, ein Unglück das andere. Zu vergeben habe ich Dir nichts, Du armer Vater! Was geschehen ist, die dort oben haben es zu verantworten."

Sie schlug die Augen zur Decke auf. Der Vater weinte.

„Weine nicht," bat sie leise und streichelte seine

Wangen und küßte ihn. „Es wird ja nicht lange währen, habe ein wenig Geduld mit mir.“

Ihre Hand und ihre Lippen waren eisig kalt. —

Um die Mittagsstunde des folgenden Tages fand das Leichenbegängniß Spinola's statt. Ghibello hatte Sorge dafür getragen in Folge eines Briefes, den ihm Petrucchi von dem Verstorbenen übergab. Spinola hatte ihn in der Nacht vor dem Zweikampfe geschrieben und Ghibello ferner darin ersucht, seine Hinterlassenschaft seinen Eltern in Civitella auszuantworten. Für seine Mühewaltung hatte Spinola ihm ein Legat von dreitausend Lire bestimmt. Camilla bat er, dem unglücklichen Rächer ihrer Ehre ein schwesterliches Gedächtniß zu bewahren. Ein in dem Briefe liegender Schlüssel öffnete eine alte Kommode von Nußbaumholz mit Messingbeschlägen, die in seiner Schlafstube stand; ihre unterste Schieblade bildete seine Schatzkammer. Die vermummte Brüderschaft von S. Michele trug seinen Sarg nach der Marienkirche, von wo er in der Frühe des nächsten Morgens still auf den Kirch-

hof gebracht wurde. Mönche und Geistliche mit Wachskerzen in der Hand gaben ihm das Geleit. Die Basilika war von einem gewählten Publikum angefüllt; denn die Kunde, daß der Tod den Maler der Corinna plötzlich aus seiner ruhmvollen Bahn gerissen habe, hatte sich schnell in der Stadt verbreitet.

Camilla wohnte den Todtengebeten nicht bei. Ihr frommer Glaube hatte einen furchtbaren Stoß erlitten. Sie beschuldigte Gott und die Heiligen, daß sie ihr gelogen hätten. Umsonst hatte sie zu ihnen gebetet, dem Vater seine Schuld zu vergeben, umsonst für sie in dem Bilde der Roma ihren keuschen Mädchensinn zum Opfer dargebracht! Warum hatte die Madonna ihr heißes Flehen unerhört gelassen und Vilfredo ihr zugeführt, wenn ihre Sühne für die Schuld des Vaters von den Himmlischen nicht angenommen war? Gott sollte die Liebe sein, Gott sollte die Gerechtigkeit sein, so hatten seine Priester sie gelehrt, und er zertrat ihre Liebe und zerschmetterte sie, die Unschuldige! Die Priester logen, er war ein Gott des Zorns und der Rache,

der blindlings wüthete. Fortan sah man sie nicht mehr in der Kirche. Ihr Herz schmolz nicht, noch brach es unter dem Leide, das darauf gewälzt war. Aus den brennenden Schmerzen der verschmähten Liebe rang sie sich zu einem Trotze empor, der zwar allmälig seine Ungeberdigkeit abstreifte, aber um so mehr sich vertiefte und festigte. Der Vater hatte ihr Spinola's Brief vorgelesen und fort und fort klang die auf sie bezügliche Stelle in ihr wieder. Er, den sie nicht geliebt, war für sie gestorben, und Vilfredo hatte sie verlassen können! Es lag eine Hölle in diesem Gedanken und sie brütete fortwährend darüber. Finstere Entschlüsse wälzten sich in ihrem Busen und warfen Schatten über ihre Stirn. Auf sie paßten Leopardi's Verse nicht:

„Doch freut's mich, meiner Schmerzen
Zu gedenken und ihr Alter nachzurechnen.
Wie herrlich ist's, in unserer Jugend Tagen,
Wo vor uns weit noch liegt die Bahn der Hoffnung
Und kurz die der Erinn'rung hinter uns,
Still zu gedenken der Vergangenheit,
Ist sie auch trüb' und währen noch die Schmerzen."

Keine Klage kam über Camilla's Lippen, keine Thräne in ihr Auge. Was in ihr wühlte und gohr, blieb ein Geheimniß für den Vater, der sie verstohlen beobachtete. Er sah wohl, daß sie litt, aber es gelang ihm nicht, sie zum Aussprechen zu bewegen. Sie wies seine Versuche dazu mit einer milden Entschiedenheit ab. Herb gegen Andere, blieb sie gegen ihn sanft und liebevoll und vermochte es noch, ihn zu trösten und zu erheben, wie sehr sie auch mit ihrem eigenen Schmerze, Trotz und Groll beschäftigt, und ihm zu beweisen, daß ihre Liebe zu ihm unerschüttert geblieben war. Und es bedurfte dessen, denn die jüngsten Ereignisse hatten seine Kraft vollständig gebrochen. Sein Haar war weiß geworden. Die Frucht, die aus dem Samen seiner That aufgegangen, war zu schrecklich, und er zitterte, daß die Ernte noch nicht vollbracht sein möchte.

Aeußerlich rollte ihr Leben in dem gewohnten Geleise weiter. Camilla war fleißig wie vorher und der Vater besorgte die Gänge und arbeitete das

Wenige, was das Ungefähr ihm zuwendete. Sie machten ihren täglichen Spaziergang und zuweilen stellte sich der schweigsame Petrucchi zu einem kurzen Besuche ein. Nur selten griff Ghibello zu einem Buche, um seiner Tochter vorzulesen. Wenn der Mensch so Furchtbares erfahren hat wie sie, dann vermag keine Lektüre seinen Geist zu fesseln. Von Vilfredo wurde unter ihnen nie gesprochen.

XI.

Zu den Waffen!

Wäre es nicht Mittsommer gewesen, so hätte man glauben können, daß Rom das Osterfest begehe. Die Fremden mangelten allerdings und wem es Zeit und Mittel erlaubten, der war vor der Sonnengluth und der Malaria zur Villegiatur in die Gebirge geflüchtet. Alle Kirchen Roms waren festlich geschmückt, die Altäre mit kostbaren gestickten Decken belegt und die Flammen der dicken Wachskerzen spiegelten sich in den heiligen Geräthen von Gold und Silber. Rothe Draperien und Blumengewinde umkränzten die Säulen und blaue Weihrauchnebel schwebten zu den Wölbungen hinauf. Ueberall lasen Geistliche in schweren Brokatgewändern vor den Hochaltären die Messe, überall sang man

zu den mächtigen Orgelklängen das Te deum laudamus. Das Konzil hatte die Unfehlbarkeit des Papstes votirt und sich aufgelöst. Pius der Neunte celebrirte in S. Peter und seine Herolde verkündeten der Stadt und dem Erdkreis mit Segen und Fluch das neue Dogma. Die Glocken läuteten und die Kanonen donnerten.

„So haben die Jesuiten denn gesiegt,“ rief Ghibello, indem er unmuthig über den Lärm die Feder wegwarf und in dem Zimmer hin und her ging. „Unfehlbar! Das wäre denn der Schlußstein des hierarchischen Baues, höher kann die Geistlichkeit ihr Haupt nicht erheben. Mit dem heutigen Tage beginnt aber auch der Verfall des Papstthums. Das ist ein nothwendiges Gesetz der Entwickelung, und kommen wird der Tag, der auf die Ruinen des Vatikans im Westen schaut wie auf das Colosseum im Osten, die Trümmer zweier Kulturepochen, welche Rom durchlebt hat.“

Camilla hörte ihm nur scheinbar zu. Die Geschützsalven erinnerten sie an den ersten Besuch

Vilfredo's. Wie sogleich der erste Blick in sein männlich ehrliches Gesicht sie günstig für ihn gestimmt hatte! Wie seine Begeisterung in dem Wohllaut Toskanas ihr zu Herzen gedrungen war! Den Brautkranz hatte er mit dem Schwerte in die Locken ihr drücken wollen und er hatte nicht einmal den Muth, für seine Liebe gegen die Vorurtheile seines Standes einzutreten! Vertrug es sich mit seiner Ehre, die Bedenken, die sie seinem Werben entgegengehalten hatte, leidenschaftlich niederzustürmen und sie dann zu verlassen? O, wie feige, wie feige, rief es mit zorniger Verachtung in ihrem Herzen. Und sollte sie es ruhig dulden und die öden Tage ein Jahr nach dem andern müde hinleben, bis sie endlich ins Grab sank? Sie war entschlossen, ein Ende zu machen, sich zu rächen und zu sterben. Da fiel ihr Blick auf den Vater. Nein, sie durfte ihn nicht allein zurücklassen. O, welch ein Elend! Aber was wollte er noch in dieser Welt? War er nicht ebenso hoffnungslos wie sie? Sie wollte ihn

bereden, mit ihr zu sterben, wann sie ihr Rachewerk vollendet hatte. Diese Idee lächelte ihr. Es war süß, davon zu träumen und sie träumte davon, während der elektrische Funke eine Kunde von jenseits der Alpen nach Rom blitzte, welche den Siegesrausch der Unfehlbaren vollendete.

Napoleon hatte an Preußen den Krieg erklärt.

„Armer Vetter, Du wirst Deinen König nicht mit den Waffen nach Rom führen,“ dachte Emilio, als er die Depesche las.

Ja, nun bewährte sich die Berechnung des Vatikans. Der Kaiser, dessen Armeen schon nach dem Rheine sich bewegten, erdrückte spielend das kleine Preußen. Oesterreich rückte in Italien ein und stellte den alten Zustand wieder her. Schon wanden die Damen der klerikalen Gesellschaft den Siegern im Geiste Lorbeerkränze.

Aber die Kränze blieben ungewunden, und die Römer glaubten zu träumen, als sie ganz Deutschland gegen Napoleon sich zusammenschließen sahen und Sieg auf Sieg an die Fahnen der „Barbaren“

sich heftete. Als dann die Franzosen in Civita vecchia sich einschifften und der Tag von Sedan das Kaiserreich zerschmetterte, begannen die römischen Patrioten auf das Ende der weltlichen Papstherrschaft zu hoffen.

Ghibello war viel auf der Straße, die politischen Ereignisse erhoben und verjüngten ihn. Gearbeitet wurde wenig, es gab fortwährend zu viel Neues, einerlei, ob wahr oder falsch, das man hören und mit Jederman besprechen wollte, und wie die Piazza Colonna am Corso, so war die von S. Maria in Trastevere den ganzen Tag über äußerst belebt. Ghibello wurde hier ganz von selbst zum geistigen Führer und von Tage zu Tage aufgeregter. Er mußte die Depeschen und Zeitungen vorlesen, berichten, erklären, debattiren, und trug dadurch nicht wenig dazu bei, die Köpfe zu entzünden. Es gährte in den Massen, die Truppen waren Tags in den Kasernen consignirt, und Nachts durchstreiften Patrouillen die Straßen. Die Patrioten sandten eine Aufforderung an Viktor

Emanuel, worin sie ihn im Namen des Vaterlandes beschworen, Rom zu besetzen; es bestehe kein Hinderniß mehr, und ein längeres Zögern würde ein Hochverrath an der Nation sein. Sie drohten, daß sonst Italien leicht des Königs entrathen und sich selbst helfen könnte.

Auch Ugo Ghibello unterzeichnete diese Aufforderung und fühlte sich dadurch wie entsühnt. Schon sah er das Ziel erreicht, für das er seit seinen Jünglingsjahren gekämpft und gelitten hatte, und sprach zu Camilla mit leuchtenden Augen von der Zukunft. Auch für sie Beide würden damit bessere Tage kommen; das Vaterland, an dessen Einigung mitzuwirken ihm noch vergönnt sei, würde ihm seine Schuld vergeben und er wieder frei sein Haupt erheben können.

„Auch Deine Wunden werden heilen und vernarben, meine Geliebte,“ rief er bewegt. „Ein stilleres Glück wird Dich für das Welken des ersten zärtlichen Wunsches Deines Herzens entschädigen,

und ein sonniger Tag dem stürmischen Lebensmorgen folgen.“

Camilla gab sich den Anschein, seine Hoffnungen zu theilen und lächelte wie, ach! in längst vergangenen Tagen. Als sie für die Nacht schieden, hielt er sie lange in seinen Armen und dankte ihr für ihre Liebe und jede gute Stunde, die er durch sie genossen. Camilla weinte vor Rührung.

Aber der Ministerrath Viktor Emanuels antwortete den Patrioten ablehnend, und am Morgen darauf klebte überall an den Mauern eine Proklamation, welche die Römer mit feurigen Worten daran erinnerte, daß Rom vor einundzwanzig Jahren das Wort ausgesprochen habe, welches die Zukunft Italiens bezeichne, indem es die Republik proklamirte. Die brutale Gewalt habe sie besiegt und die Hauptstadt der priesterlichen Sklaverei preisgegeben. „Auf, Römer! Jedes Zögern wäre verhängnißvoll,“ so lautete der Schluß. „Ein Ausschuß wird am Tage des Kampfes an Eurer Spitze

marschiren. Wir haben Waffen und Geld für Jeden, der sein Leben für die Sache des Vaterlandes in die Schanze schlagen will."

Die Polizei riß die Aufrufe ab. Das Volk murrte, suchte sie zu hindern und widersetzte sich ihr hier und dort. Auch an der Ecke der Via della Lungaretta und der Piazza. Die Jugend von Trastevere pfiff und schrie, der Auflauf wuchs, und als die Beamten von ihren Seitengewehren Gebrauch machen wollten, wurden ihnen dieselben entwunden. In diesem Augenblicke erstieg Ghibello die Stufen des Brunnens auf dem Platze und winkte, daß er reden wollte. Er mochte wohl überzeugt sein, daß der richtige Zeitpunkt zum Handeln gekommen sei und die Bewegung den Ausschuß mit fortreißen würde. Zu seinen Füßen wogte es von Köpfen, und er rief:

„Bürger! Worauf warten wir? Schon einmal wurde uns das Zögern verhängnißvoll. Denkt an Aspromonte! Mit einer Kugel dankte Viktor Emanuel dem Helden, der ihm ein Königreich geschenkt hatte.

Der Tag des Kampfes ist da! Auf zu den Waffen! Nach dem Vatikan!"

„Zu den Waffen! Nach dem Vatikan! Es lebe Garibaldi!" So brausten die Rufe gen Himmel. Tumultarisch drängte die Menge hinter Ghibello durch die enge Via Scala nach der Via Longara, wo ein Waffenladen geplündert wurde. Zwei stämmige Carretieri di Vino in ihrer malerischen Tracht hoben Ghibello auf ihre Schultern, und weiter ging's der leoninischen Stadt zu. Ghibello schwenkte einen Säbel, und sein weißes Haar flatterte als Fahne dem erregten Haufen voraus, der sich fortwährend vergrößerte. Waffen hatten die Wenigsten, und zu den Flinten und Pistolen fehlten die Patronen. Aber es gab Hämmer, Eisenstangen, Messer, Knüttel, und es waren nervigte Fäuste, die sie schwangen, und die schwarzen Augen funkelten vor Kampflust. Begeisterte Hochrufe steigerten sie. Da kam in die vordersten Haufen ein momentanes Stocken. „Vorwärts! vorwärts!" schrien die Folgenden. Durch die Porta S. Spirito deployirte

ein Geschwader von Carabinieri auf schwarzen, kräftigen Rossen und sprengte mit gezückten Schwertern auf die Menge ein. Ein wildes Gewühl und Geschrei erhob sich, die Klingen sausten durch die Luft, einige Schüsse knallten, Rosse bäumten, Reiter stürzten. Ein Tosen von Stimmen und Waffen und Hufschlag, ein Klirren und Knirschen und Aechzen, und in wilder Flucht stürzten die Aufrührer die Straße zurück, verfolgt von den Carabinieri, die Alles niederritten und niederhieben. Todte und Verwundete bedeckten das Pflaster. Eine Kompagnie Legionäre, die unterdessen von dem Castell S. Angelo herbeigeeilt war, besetzte die Straße und nahm die Gefangenen auf. In kaum einer Viertelstunde war Alles vorüber.

Camilla wartete mit dem Mittagessen vergebens auf den Vater. Stunde auf Stunde verrann, ohne daß er nach Hause gekommen wäre. Die Angst um ihn trieb sie endlich, ihn zu suchen. Auf der Treppe begegnete ihr Petrucchi. Das Gerücht von dem Aufruhr in Trastevere hatte ihn her=

geführt. Er erbot sich sofort, Ghibello nachzuforschen, Camilla aber bestand darauf, ihn zu begleiten. Sie hätte die Qual des unthätigen Wartens daheim nicht ertragen. Die Erkundigungen bei den Nachbarn ergaben nur Ghibello's Antheil an dem Kampfe; was weiter aus ihm geworden war, wußte Niemand zu sagen. Die Via Longara war wie ausgestorben; nur unheimliche Flecke auf den Pflastersteinen zeugten noch von dem Gefechte, das hier stattgefunden hatte. Die Porta S. Spirito war so wie alle anderen Zugänge zu dem leoninischen Viertel militärisch besetzt. Der wachthabende Offizier wies achselzuckend Petrucchi und Camilla an die Prefettura. Jetzt gab Camilla den erneuerten Bitten des Malers nach und kehrte schweren Herzens in ihre Wohnung zurück, während er auf die Polizei ging. Man verlangte das Signalement Ghibello's und hieß ihn am folgenden Morgen wiederkommen. Es war eine traurige Botschaft, die er Camilla zu überbringen hatte, nachdem er zum zweiten Male auf der Prefettura gewesen.

Ghibello befand sich nicht unter den Gefangenen, von denen viele verwundet waren; die Todten aber hatte die Polizei während der Nacht in aller Stille begraben lassen, damit ihre Leichen nicht von den Angehörigen zu Demonstrationen benutzt würden.

XII.

Die Eroberung Roms.

Der Schmerz Camilla's war groß; er überfluthete alles Andere in ihrem Herzen. Jetzt erst empfand sie es ganz, wie innig sie mit dem Vater verwachsen war, und sie überhäufte sich mit Vorwürfen, daß sie, während der letzten Monate allzusehr mit sich selbst beschäftigt, ihn nicht genug geliebt hätte. Je mehr sein Bild in ihrem Geiste sich verklärte, je tiefer wurden die Schatten, die auf Jenen fielen, der ihre Liebe zum Vater erkältet hatte. In ihrem Herzen schrillte es fort und fort wie eine springende Saite. Nun sie ganz einsam auf der weiten Welt war, hielt sie aber auch keine Rücksicht mehr von der Rache ihrer beleidigten Ehre an dem Wortbrüchigen zurück. Der Vorsatz reifte zum Entschluß. Das Geld, welches Spinola ihrem

Vater vermacht hatte, lag noch unberührt in dem Schreibtische und dort auch der Dolch Agostino Rosati's. Ihre Phantasie eilte der That voraus, und sie stellte es sich immer wieder vor, wie sie dem Verräther Auge in Auge gegenübertrat, wie er, von ihrem Stahl getroffen, todt zu ihren Füßen hinsank. —

Ein von ihr unvorhergesehenes Ereigniß vereitelte jedoch ihre Absicht, Vilfredo in Florenz aufzusuchen. Kanonendonner, von dem die Häuser erbebten, scheuchte sie eines Morgens ganz früh aus dem Schlafe. Es war der zwanzigste September, und in den ersten Sonnenstrahlen glitzerten die Läufe der italienischen Geschütze, die auf dem Monte Mario und bei der Villa Pamfili aufgefahren waren — auf denselben Höhen, von denen die Franzosen im Jahre 1849 Rom bombardirt hatten. Heute aber fiel kein Schuß von dort, während die Batterien bei der Porta S. Pancrazio, auf den vatikanischen Hügeln und der Engelsburg ein mörderisches Feuer auf die Truppen Viktor Emanuels

unterhielten. Der eigentliche Angriff auf die Stadt erfolgte von der Via Nomentano her auf die Porta Pia. Der Kampf war jedoch nur kurz. Die Bersaglieri warfen sich in die von ihren Bewohnern verlassenen Villen zu beiden Seiten der Straße. Ihre Kugeln bestrichen die Stadtmauer, Granaten sprengten das Thor auf, und die Infanterie ging mit gefälltem Bajonnett zum Sturm vor. Die Päpstlichen vermochten dem wuchtigen Anprall nicht Stand zu halten, und die italienischen Kolonnen drangen in die Stadt. Ihr Siegesgeschrei pflanzte sich von Straße zu Straße fort und drang selbst bis in jenes stille Viertel, wo die Würdenträger der Kirche ihre Häuser haben und das Gras zwischen den Pflastersteinen wächst. Alle Stadtthore thaten sich auf, und aus allen Fenstern, von allen Balkons grüßten wehende Tücher die Sieger und regnete es Blumen auf sie. Freudetrunken, Arm in Arm mit ihnen, ihre Waffen, ihr Gepäck tragend, begleiteten die Römer die Truppen zu den öffentlichen Plätzen, wo sie einstweilen sich aufstellten. Auf dem Kapitol

flatterte das dreifarbige Banner empor. Italien hatte seine Hauptstadt erobert.

Camilla vernahm den Siegesjubel auf den Straßen und gedachte traurig des Vaters, der diesen Tag nicht mehr hatte erleben dürfen. Aber sie würde ihm über ein Kleines die Nachricht bringen, daß die Einheit Italiens vollendet war. Ja, Rom war erobert, doch wo ihr Brautkranz, wo Derjenige, der sie mit ihm hatte schmücken wollen? War Vilfredo in Rom? Sie konnte es sich nicht anders denken, und die Vorstellung, daß der Wortbrüchige jetzt die gleiche Luft mit ihr athmete, verursachte ihr Fieber. Sie holte das Kästchen mit seinen Briefen aus ihrer Schlafstube und öffnete es. Sein Ring, der zu oberst lag, blitzte ihr entgegen. Sie wandte sich ab und ging mit heftig wogender Brust hin und wieder. Die Stunde, in der sie die goldene Schlange abgestreift, wurde mit allen ihren Schmerzen wieder lebendig in ihr. Mit entschlossener Miene legte sie darauf den Ring bei Seite und streckte die Hand nach den Briefen aus, zog sie dann aber langsam

zurück. Seitdem Vilfredo sich von ihr geschieden, hatte sie die Briefe nicht mehr gelesen; allein sie erinnerte sich ihres Inhaltes nur zu gut, und die süßen, berauschenden Liebesworte schienen jetzt wieder aus dem Kästchen zu ihren Ohren zu dringen. Wider Willen lauschte sie ihnen, und ihr Zauber überwältigte sie. Sie setzte sich, legte die Arme gekreuzt vor sich auf den Tisch und ihre Stirn darauf.

Es dunkelte bereits, als sie sich endlich aufrichtete. Ihre langen Wimpern waren naß. Es sollten die letzten Thränen sein, die sie auf dieser Erde geweint hatte. Sie begab sich in die Küche, zündete ein Feuer an und schüttete den ganzen Inhalt des Kästchens hinein. Gierig verzehrten die Flammen die gebrochenen Liebesschwüre und alle die kleinen Erinnerungszeichen ihres Lebens, die sie bisher aufbewahrt hatte. Ihre ganze Vergangenheit, die, ach! nur wenige helle Stunden zählte, überantwortete sie dem Feuer, das hochemporlodernd einen blutrothen Schein über ihr Gesicht warf. Ihr

bleiches, von den schwarzen Haaren umwundenes Gesicht erschien in ihm von dämonischer Schönheit. Hoch aufgerichtet, mit drohend zusammengezogenen Brauen schaute sie in die Flammen, bis von Allem, was ihr einst lieb und werth gewesen, nichts mehr übrig war als ein Häuflein grauer Asche.

Sie kehrte in die Stube zurück, die von der Illumination in der Via della Lungaretta erhellt war. Auch der Aermste hatte heute ein Licht an sein Fenster gestellt, und der Himmel über der ganzen Stadt hatte einen hellen Schein. Camilla sah nicht aus dem Fenster, sondern legte sich auf das Sopha und brütete. Es war ein unheilvolles Brüten, und der Tag fand sie noch mit offenen Augen auf dem alten Sopha. Die Aufwärterin, die zur gewohnten Stunde sich anmeldete, schickte sie wieder fort; sie bedurfte heute ihrer nicht. Sie trank etwas Ziegenmilch; aber zu essen vermochte sie nichts.

Hierauf machte sie Toilette, und zwar mit einer Sorgfalt, als schmückte sie sich zu einem Feste, steckte

den Ring Vilfredo's an die Hand und barg den Dolch seines Vaters in ihrer Kleidertasche. Ihr schönes, stolzes Gesicht erschien wie versteinert; nur in den Augen glühte Leben, ein unheimliches Leben. In einen dichten, schwarzen Schleier gehüllt, verließ sie Wohnung und Haus. Der Padrona sagte sie, daß sie auf einige Tage verreise. Jenseits der Sistobrücke nahm sie eine Droschke und ließ sich nach der Villa Morosini fahren. Dort hoffte sie bestimmte Auskunft darüber zu erhalten, ob Vilfredo in Rom sei und wo er wohne. Noch hatte die Stadt sich nicht in das Alltagsgeleise zurückgefunden; in den Straßen, durch die sie kam, herrschte ein fröhliches Treiben, und bei der Porta Pia gab es eine Menge Neugieriger, welche die Male der italienischen Kugeln an dem Thore Michel Angelo's beschaute und lebhaft besprach. Camilla fuhr achtlos zwischen ihr hindurch. Vor der Gitterpforte der Villa Morosini hieß sie den Kutscher warten und zog die Glocke. Das Glück war ihr hold: Kapitän Rosati wohnte in der Villa. Eine Minute

lang kam es wie ein Schwindel über sie, und dann schien ihr Blick eine eisig kalte Klarheit zu gewinnen. Sie schickte den Wagen fort und folgte dem Diener, der ihren Wunsch, den Kapitän zu sprechen, mit einer Mischung von Verwunderung und Verlegenheit vernahm. Er führte sie in den Salon, wo er sie ein wenig zu warten ersuchte. Seine Frage, wen er melden dürfte, schien sie zu überhören, und er entfernte sich, ohne nochmals zu fragen.

Kein Geräusch, kein Laut ließ sich in dem Hause vernehmen, und diese Todtenstille, die sie plötzlich umgab, ließ Camilla gleichsam erwachen. Sie schaute sich langsam in dem Salon um, dessen Luxus der Zeit der Pompadour nachgeahmt war. Ein Porträt im goldenen Barockrahmen, das über einem mit rothem Atlas beschlagenen Sopha hing, hielt ihr wanderndes Auge fest. Nach der Schilderung, die Antonio Spinola ihr seinerzeit gemacht hatte, konnte das Bild nur Beatrice vorstellen. Es war in der That so; das schöne Gesicht verschwand ihr jedoch hinter der Todtenmaske des Freundes, der

für sie gestorben war, und jetzt wußte sie wieder, warum sie sich hier befand. Plötzlich zuckte sie zusammen und dann war es, als ob sie wüchse. Schritte wurden in dem anstoßenden Zimmer hörbar. Die Linke auf das heftig pochende Herz gedrückt, während die Rechte den Griff des Stilets in ihrer Tasche krampfhaft umspannte, erwartete sie den Eintretenden.

Es war Emilio Morosini, und er stutzte, als er die schwarze, verhüllte Frauengestalt in dem sonnenhellen Gemache stehen sah.

„Signora wünscht den Kapitän zu sprechen?" sagte er im nächsten Moment näher tretend und versuchte den dichten Schleier mit seinen Blicken zu durchdringen.

Camilla vermochte nicht zu antworten; die Enttäuschung benahm ihr die Sprache.

„Ich bedaure, daß mein Vetter außer Stande ist, Sie zu empfangen," begann Emilio wieder und deutete verbindlich auf einen Sessel, indem er selbst die Lehne eines solchen ergriff. „Indessen könnte

ich vielleicht, wenn Sie mich Ihres Auftrages würdigen wollen —"

„Ich muß ihn selbst sprechen," sagte Camilla mit aufwallendem Zorn.

Emilio zuckte mit einer Miene des Bedauerns die Achseln. Da schlug sie den Schleier zurück.

„Ich vermuthete es," murmelte er und verbeugte sich.

„Führen Sie mich zu ihm oder rufen Sie ihn her," forderte sie gebieterisch. „Ich habe seinen Brief zurückgewiesen; aus seinem Munde will ich seine Rechtfertigung hören."

Emilio blickte sie mit seinen Spötteraugen durchdringend an und versetzte:

„Unmöglich, Signorina! Er ist außer Stande, Sie zu empfangen."

„Sie bewachen ihn sehr ängstlich," rief sie verächtlich.

Er schwieg nachsinnend; dann sagte er:

„Ueberzeugen Sie sich selbst, ob ich nicht guten Grund dazu habe. Ich führe Sie zu ihm."

Er öffnete ihr die Thür, durch welche er hereingekommen war, und führte sie durch eine Reihe von Prunkgemächern. Sie folgte ihm, ohne den Glanz, der in ihnen flitterte, zu gewahren. Der stürmische Schlag ihres Herzens benahm ihr fast den Athem. In dem letzten Gemach der Reihe, das ein Eckzimmer war, öffnete Emilio eine Seitenthür und lud Camilla durch eine stumme Geberde zum Eintritt ein. Rasch überschritt sie die Schwelle und plötzlich brach sie, wie vom Blitze getroffen, in die Kniee.

Auf einem Bette, dessen seidener Vorhang zur Hälfte zurückgeschlagen war, lag Vilfredo mit verbundenem Kopfe. Er phantasirte in heftigem Wundfieber und erkannte Camilla nicht.

XIII.

Dunkele Stunden.

Emilio eilte betroffen herbei, um Camilla aufzuhelfen. Schon aber versuchte sie, sich selbst emporzuraffen und, seinen Beistand ablehnend, trat sie mit wankenden Knieen an das Bett des Verwundeten. Emilio zog sich in die nächste Fensternische zurück, von wo er sie, an seinem Schnurrbarte zwirbelnd, nachdenklich beobachtete.

Ein glücklicher Zufall hatte es ihm ermöglicht, Vilfredo, der gleich zu Anfang des Gefechtes verwundet worden, bei sich aufzunehmen. Er war ruhig auf der Villa geblieben, während die Seinigen vor den herandrohenden Kriegsgewittern eine Zuflucht bei den Verwandten in Florenz gesucht hatten; auch das Dienstpersonal hatte sich geflüchtet und nur sein Kammerdiener bei ihm ausgeharrt. Da

das Landhaus von der Porta Pia weit genug entfernt lag, um einige Sicherheit vor den päpstlichen Geschossen zu bieten, so hatten die Aerzte den geräumigen Hof zum Verbandplatz erkoren, und hierher war Vilfredo von seinen Leuten gebracht worden. Seine Kopfwunde war nur ein Streifschuß, eine andere Kugel aber war ihm in die linke Weiche gedrungen, und von ihr, die der Arzt noch nicht hatte finden können, stand Schlimmes zu befürchten.

So etwa berichtete Emilio nach einiger Zeit unaufgefordert, während Camilla, von ihm abgewendet, mit wogender Brust und weit geöffneten Augen in das Gesicht desjenigen schaute, den sie einst so sehr geliebt hatte. Jetzt bewegte der Kranke die Lippen. Camilla vernahm keinen Laut, dennoch verstand sie ihn, ergriff ein Glas Eiswasser, das sie auf dem Tischchen am Bette gewahrte, und brachte es an seinen Mund. Er trank begierig, seufzte und schloß die Augen. Eine Thräne des Mitleids perlte über Camilla's Wange. Dann erklärte sie Emilio, Schleier und Ueberwurf ablegend,

daß sie dableiben würde, und er nahm es mit Dank an.

„Aber Sie werden wünschen, Signor Ghibello nicht Ihretwegen in Sorge zu lassen," äußerte er, nachdem er sie mit den Verordnungen des Doktors bekannt gemacht hatte, und im Begriff stand, sich zurückzuziehen.

„Es ist in dieser Welt Niemand mehr in Sorge um mich," gab sie mit zuckendem Munde zur Antwort. „So wissen Sie nicht, daß mein armer Vater in jenem Aufstande, der die Eroberung Roms beschleunigen sollte, das Leben verlor?"

„Wie?" rief er höchlich überrascht, und theilnehmend setzte er hinzu: „Mille pardon, Signorina, daß ich unwissentlich Ihren Schmerz erneuerte!"

Er zog sich in das anstoßende Zimmer zurück, und indem er sich hier auf das Sopha streckte, monologisirte er:

„Vraiment, die Welt ist ein Narrenhaus. Aber in diesem Weibe spukt etwas von einer alten Römerin.

Ich glaube, sie wäre im Stande gewesen, ihn umzubringen. C'est drôle!“

Camilla saß unterdessen in dem verworrensten Gemüthszustande an dem Bette Vilfredo's. Als sie den Eisumschlag auf seiner Stirn zum ersten Male erneuerte, fiel es ihr erschreckend auf die Seele, daß sie in ihrer Tasche noch den Dolch trug, der ihn hatte tödten sollen. Sie schauderte, und es grauste ihr bei der Vorstellung, daß sie es hätte sein können, durch die Vilfredo in den bejammernswerthen Zustand versetzt worden, in dem er sich, von seinen Fieberphantasien gequält, unruhig auf seinem Lager umherwarf. Sie begriff kaum noch den fürchterlichen Vorsatz, mit dem sie nach der Villa herausgekommen war.

Emilio kam, um sie zu Tische zu führen; aber sie dankte. Sie vermochte nichts zu genießen, wie sehr er auch in sie drang. Nur von den Weintrauben und Pfirsichen, die er ihr brachte, aß sie später. Ungeduldig erwartete sie den Arzt, der am Abend wiederzukommen versprochen hatte. Emilio,

der in dem Krankenzimmer geblieben war, machte einige vergebliche Versuche, sich mit ihr zu unterhalten. Es war, als ob er für sie nicht vorhanden gewesen wäre. Dennoch blieb er und verfolgte aufmerksam jede ihrer Bewegungen. Seine geringe Meinung von dem weiblichen Geschlechte wollte nur Schwäche darin erblicken, daß sie demselben Manne, den zu hassen sie so viel Grund hatte, jetzt als barmherzige Schwester zu trinken reichte und den Eisumschlag erneuerte oder die Kissen glättete und die Decke zurecht legte. Dennoch vermochte er nichts von einer zärtlichen Weichheit zu bemerken, und es wollte sich in ihm etwas wie Neid auf den Vetter um der Uneigennützigkeit einer Liebe willen regen, die dem Antlitze einen an das Tragische streifenden Zug des Leids aufprägte.

Der Doktor stellte sich gegen Sonnenuntergang ein. Es war der Regimentsarzt der Bersaglieri. Er konnte indessen, nachdem er die Wunden untersucht und frisch verbunden hatte, Camilla keinen

anderen Trost geben, als den Hinweis auf die kräftige Konstitution des Patienten. Emilio's Anerbieten, sie in der Nachtwache abzulösen, lehnte sie entschieden ab.

Und als sie nun in der Stille der Nacht an dem Bette des Kranken saß, da erschien sie sich noch schuldiger als vorher. Sie öffnete leise das Fenster und schleuderte den Dolch, mit dem sie Vilfredo hatte tödten wollen, in ein Gebüsch, dessen dunkle Umrisse in der Nähe sich zeigten. Ihn tödten! Es regte sie bis zur Verzweiflung auf, daß er sterben könnte, ohne ihr vergeben zu haben.

„Heilige Mutter Gottes, Du hast mich verrathen," stöhnte sie; „jetzt hilf, wenn ich noch einmal an Dich glauben soll. Tödte, zermalme mich, aber rette ihn!"

Sie warf sich vor dem Bette auf die Kniee und rang weinend die Hände und unter Thränen erlosch die Flammenschrift vollends, mit welcher bisher seine Schuld in ihrem Herzen gebrannt hatte.

Als sie am folgenden Morgen mit Emilio gemeinschaftlich das Frühstück einnahm, erhielt letzterer die telegraphische Meldung, daß die Seinigen und Vilfredo's Mutter am Abend in Rom eintreffen würden. Es war die Antwort auf seinen Brief, der vierundzwanzig Stunden vorher die schwere Verwundung Vilfredo's nach Florenz berichtet hatte. Er wünschte bei sich, daß er nicht so eilig gewesen wäre; nun kehrte das Leben wieder in das langweilige Geleise der Alltäglichkeit zurück. Camilla schwieg zwar, als er ihr den Inhalt der Depesche mittheilte; allein derselbe drang ihr wie ein eisiger Strom zu Herzen, und in der Krankenstube dachte sie bei jeder Dienstleistung, die der Zustand Vilfredo's erheischte: „Zum letzten Male!“ Jeder Blick auf ihn war ein Abschiedsblick, und mit jedem tauchte die Erinnerung an das Glück, das sie in seiner Liebe gefunden hatte, leuchtender aus dem Dunkel ihrer zerwühlten Seele auf. Als sie auf dem Hofe das Rollen des Wagens, in dem Emilio zum Bahn-

hofe fuhr, vernahm, trat sie zum letzten Male an das Lager Vilfredo's. Er aber, der in seinen Wahnvorstellungen fortwährend mit feindlichen Mächten rang, die ihm die Geliebte streitig machen wollten, hatte kein Bewußtsein davon, daß es Camilla's Thränen waren, die auf seine fieberheiße Stirn tropften, und ihr Mund auf seine glühenden Lippen sich drückte. Dann hüllte sie sich in Tuch und Schleier und zog die Glockenschnur. Den erscheinenden Diener ersuchte sie, bis zu ihrer Rückkehr bei dem Kranken zu bleiben, sie wolle nur etwas frische Luft im Garten schöpfen. Die Brust von Schmerz zerschnitten, schlüpfte sie unbemerkt aus der Villa und eilte der Stadt zu.

Erschöpft von dem weiten Wege, den schlaflosen Nächten und ihren heftigen Gemüthsbewegungen erreichte sie ihre Wohnung, wo sie sich trotz der frühen Stunde sogleich niederlegte. Ein tiefer, traumloser Schlaf erbarmte sich ihrer.

Erst am späten Morgen erwachte sie. Wie sie sich in ihrem alten Stübchen wiederfand, glaubte

sie anfänglich von Vilfredo und der Villa nur geträumt zu haben; allein die traurige Wirklichkeit trat ihr nur zu rasch wieder vor die Seele, und seufzend erhob sie sich. In der Wohnstube herrschte eine dumpfe Luft, die ihr die Brust beklemmte, und sie stieß die Fenster auf, die während ihrer Abwesenheit nicht geöffnet worden. Die Blumen davor waren verwelkt; denn seit dem Tode des Vaters hatte Camilla sie nicht mehr gepflegt. Auf dem Tische stand noch das Kästchen, welches Vilfredo's Briefe enthalten hatte. Ihr ganzes Dasein erschien ihr verwelkt und leer. Sie war müde zum Sterben.

Es klopfte, und es kostete sie Ueberwindung zu antworten. Emilio Morosino begrüßte sie. Bei dem Anblicke des wie immer mit höchster Eleganz gekleideten Weltmannes überkam es sie wie eine Art von Widerwillen gegen ihn. Warum drängte er sich noch zu ihr, nachdem sie durch ihre Entfernung aus der Villa deutlich zu verstehen gegeben hatte, daß sie mit der Welt, der er angehörte, nichts

zu thun haben wollte? Er aber machte ihr gerade deswegen freundschaftliche Vorwürfe; sie Alle wären dadurch in Unruhe und Besorgniß versetzt worden.

„Ich hatte meine Tante darauf vorbereitet, daß sie Ihnen dort als Pflegerin Vilfredo's begegnen würde," fügte er hinzu, „und sie bedauerte sehr, Sie nicht mehr anzutreffen."

„Sie werden begreifen, daß ich dort nicht der Mutter desjenigen begegnen konnte, der mir jedes Recht nahm, an seinem Krankenlager zu weilen," entgegnete sie, indem eine flüchtige Röthe ihre Wangen überzog.

„Pardon, Signora Camilla, es giebt Rechte, die uns Niemand nehmen kann," erwiderte er mit einem Anflug von Wärme. „Sie sind stolz, und ich bitte um Erlaubniß, Ihnen die Hand drücken zu dürfen."

Er ergriff ihre widerstrebende Rechte und schüttelte sie cordial.

„Und er?" fragte sie ablenkend.

Emilio konnte von keiner Besserung berichten.

aber der Zustand der Wunden hätte sich auch nicht verschlimmert, und ermuthigend fügte er hinzu:

„Lassen Sie uns hoffen, Signorina! Ein junger Soldat kann schon etwas aushalten. Parbleu, ich würde es ihm auch sehr übel nehmen, wenn er jetzt die Waffen strecken wollte, anstatt triumphirend in Rom einzumarschiren.“

Bei dem Abschied versprach er ihr aus freien Stücken, ihr täglich Nachrichten von dem Befinden Vilfredo's zu geben, und er ließ sich von ihr zu Nazarri fahren, um wieder einmal gut zu speisen. Es dünkte ihn, daß er eine Ewigkeit lang als Anachoret gelebt hätte.

Er hielt sein Versprechen, und seine Nachrichten, die er entweder selbst brachte oder schrieb, bildeten den einzigen helleren Schein in Camilla's eintönig grauem Dasein. Daß an seinen Worten ihr Leben hing, ahnte er nicht, und der Humor, mit dem er seine Bulletins absichtlich umrankte, bildete einen schneidenden Gegensatz zu der Stimmung der Unglücklichen. Ihre vorigen Arbeiten nahm sie nicht

wieder auf. Es erschien ihr wie eine bittere Satire auf sie selbst, daß sie ihr Leben damit hinbringen sollte, künstliche Blumen zu machen. Unthätig überließ sie sich einem alles unterwühlenden Grübeln, in dem sie sich zuletzt als die einzige Quelle alles Unheils betrachtete. Hätte sie der Werbung Vilfredo's widerstanden, dann würde Spinola nicht im Zweikampf gefallen sein, ihr Vater sich nicht in den Aufruhr gemischt haben, und nun strafte sie der Himmel durch Vilfredo's tödtliche Verwundung für ihre mörderischen Gedanken, indem er die Liebe zu ihm wieder hell aufflammen ließ.

Solchem Grübeln entriß sie eines Morgens ein Besuch, den Emilio bei ihr einführte. Es war eine Dame mit bereis ergrauten Haaren, aus deren ehrwürdig schönem Antlitz ihr dunkle Augen wohlwollend entgegenblickten. Camilla errieth, daß es seine Mutter war, und sie erhob sich stolz, während ihre Lippen sich herb zusammenschlossen.

Signora Rosati schien es nicht zu gewahren.

Sie trat dem Mädchen mit ausgestreckten Händen entgegen und sagte mit mildfreundlicher Stimme:

„Da Sie vor mir geflohen sind, so komme ich zu Ihnen, zu der Tochter des Mannes, dem ich Leben und Freiheit meines Gatten schulde. Ich komme zu spät, um ihm persönlich danken zu können, aber Ihnen, mein liebes Kind —"

Sie verstummte bewegt, zog Camilla an sich und küßte sie auf die Stirn. Emilio schlich sich unterdessen fort.

„Mein armer Vater," entgegnete Camilla, verwirrt von einer Zärtlichkeit, gegen die sich ihr Stolz nicht zu behaupten vermochte, „Mein armer Vater kann Ihren Dank nicht mehr entgegennehmen. Es war sein trauriges Schicksal, sich für dasjenige, was ihm das Höchste und Theuerste war, vergebens zu opfern."

„Aber das soll nicht Ihr Schicksal sein, geopfert zu werden, wenn ich es verhindern kann," erwiderte Signora Rosati mit Wärme, indem sie Camilla neben sich auf das Sopha zog, zu dem

jene sie geführt hatte. „Ich weiß Alles, mein liebes Kind, und ich will an Ihnen gut zu machen suchen, was mein Sohn verschuldet hat. Ach, wir armen Frauen werden stets die Opfer der Verhältnisse bleiben, wie hoch auch die Einzelne über dem Manne stehen mag. Denn wir leben nicht durch den Kopf, sondern durch das Herz, und das Herz ist es, welches uns in die Unterwürfigkeit und zum Verzeihen zwingt. Ich hoffe zu allen Heiligen, daß mein Sohn mir erhalten bleibe. Seit gestern hat ihn das Fieber verlassen, und er erwachte gegen Abend bei Bewußtsein."

Camilla stieß einen Schrei aus, und glühende Röthe überflammte ihr Gesicht.

„Heute Morgen war sein Kopf nach ruhigem Schlafe völlig klar," fügte Signora Rosati hinzu und Camilla rief von stürmischer Freude erregt:

„Er lebt? Er wird leben? O, mein Gott!"

„Er wird leben," bestätigte die Matrone, mit liebevoll feuchten Blicken auf Camilla, „wenn Sie

ihm vergeben, mein liebes Kind. Durch mich bittet er Sie darum."

„O, ich vergab ihm schon," rief Camilla.

„Denn Sie, die schwer Gekränkte, haben ihn gepflegt," sagte Signora Rosati ihre Hand fassend und drückend. „Aber er wünscht, es von Ihnen selbst zu hören. Von Reue verzehrt, beschwor er mich, hierher zu gehen und Sie zu ihm zu führen."

Camilla erschrak.

„Ich begreife und achte Ihre Bedenken," äußerte Signora Rosati sanft. „Allein mein Sohn verlangt so ungestüm nach Ihnen, er ist so aufgeregt, daß ein Rückfall zu befürchten steht, wenn ich ohne Sie zu ihm zurückkehre. Die Mutter bittet Sie, geliebtes Kind," fügte sie innig hinzu. „Und eine Mutter besitzen auch Sie fortan an mir, wie sich auch das Geschick wenden möge."

Camilla's Brust wogte. In der nächsten Minute erklärte sie sich bereit, Signora Rosati zu begleiten, nicht um Vilfredo zu verzeihen, sondern um seine Vergebung zu erbitten. Dann war der

einzige Zweck, der sie noch an das Dasein knüpfte, erfüllt. Eine freundliche Lösung der Wirren, in die sie Beide verstrickt waren, vermochte sie nicht abzusehen.

Die Equipage, in der Signora Rosati gekommen war, trug beide Frauen rasch nach der Villa hinaus. Die Matrone hielt die Hand des Mädchens in der ihrigen und suchte durch milde und liebevolle Worte und Blicke die Aufgeregte zu beschwichtigen. Ihre Milde hatte nichts mit der phlegmatischen Gutmüthigkeit ihrer Schwester gemein; sie hatte sie durch eigenes Leid und Welterfahrung an der Seite ihres charakterstarren Gemahls sich schwer erkämpft.

Vilfredo richtete sich trotz der Schmerzen in seiner Hüfte jäh auf, als er Camilla hinter seiner Mutter in das Zimmer treten sah, und breitete die Arme nach ihr aus. Seine Augen flimmerten, und mit noch schwacher, bebender Stimme rief er:

„Camilla! Du kommst! — Du verzeihst mir!"

Sie eilte rasch zu ihm, wollte sprechen und

vermochte es nicht. Ihre Gestalt zitterte wie Laub im Winde. Mit dem leisen Rufe seines Namens, in dem ihre ganze Seele sich offenbarte, sank sie bei seinem Bette auf die Knie.

Signora Rosati ließ sie allein.

XIV.

Entsühnt.

Signora Rosati ließ Camilla nicht wieder von sich. Die Klarheit und Milde der erfahrenen Frau trug nicht wenig dazu bei, Camilla aus der Verworrenheit ihres Seelenzustandes zu lösen. Unter der liebevollen Pflege Beider schritt Vilfredo rasch der Genesung entgegen, und ein neues Glück keimte still in dem Krankenzimmer empor. Es waren selige Stunden, in denen die Liebenden flüsternd die geheimsten Falten ihrer Herzen vor einander erschlossen und sich wieder und wieder verziehen. Beatrice schmollte zwar anfänglich mit Camilla, allein der Pfeil der Liebe hatte ihr Herz eben nur gestreift, und wie ein Kork auf dem Wasser, so schwamm es bald wieder leicht auf den Nichtigkeiten, die ihr Leben ausmachten. Sie fand die

Geschichte Camilla's sehr romantisch und auf ihrem Schaukelstuhle sich wiegend wünschte sie wohl Aehnliches zu erleben. Ein gütiges Geschick ersparte ihr jedoch so schwere Prüfungen. In dem Krankenzimmer war sie nur eine flüchtige Erscheinung, während ihr Bruder manche Stunde dort zubrachte. Camilla imponirte ihm wie noch kein weibliches Wesen.

An einem der letzten Oktobertage um die Mittagsstunde konnte Vilfredo, auf Camilla's Arm gestützt, seinen ersten Spaziergang in dem Garten der Villa unternehmen. Ein warmer, durchsichtig goldener Ton umhauchte jeden Baum und Strauch, und mit dem köstlichen Wohlgefühl der Genesung athmete Vilfredo die schmeichlerisch weiche Luft, die von dem Wohlgeruche der Rosen und Orangen erfüllt war. Langsam umschritten sie den Rasenplatz vor der Villa, in dessen Mitte ein Springbrunnen flüssige Diamanten sprühte, und folgten dann dem mittelsten der Gänge, die von hier zwischen hohen Cypressenwänden ausstrahlten. Ein

Blumenparterre, das in den brennenden Farben des Herbstes prunkte, breitete sich zu ihren Füßen aus. Sie blieben auf den hinabführenden Stufen stehen, und ihre Blicke schweiften über das blühende Parkett und die braune Campagna in der Tiefe mit den Bögen der Wasserleitungen zum Albanergebirge. St. Gandolfo, Fraskati, Albano und das hochgelegene Rocca di Papa schimmerten wie Marmor aus dem Weinlaube. Höher aber hoben sich die Blicke der Liebenden und ruhten auf dem goldglänzenden Scheitel des Monte Cavo, auf dem einst Roms heiligste Sühn- und Opferstätte gelegen hatte. Beide erfüllte derselbe Gedanke, dieselbe Empfindung, und dann schauten sie einander an mit glückstrahlenden Augen und hielten sich umfaßt in seligem Schweigen. Sie fühlten sich geläutert und entsühnt.

Ugo Ghibello's Tod hatte das hauptsächlichste Hinderniß beseitigt, das ihrer Verbindung im Wege gestanden hatte. Zudem breitete die neue Aera, die für Italien mit der Eroberung Roms begonnen hatte, den Schleier der Vergessenheit über Alles,

was davorlag. Ein neues Leben begann für das Vaterland wie für Vilfredo und Camilla. Nicht aber das Schwert, wie er es stets sich ausgemalt hatte, führte Vilfredo in die Hauptstadt des geeinigten Italiens ein, sondern die Liebe, und Camilla's Locken schmückte der Brautkranz.

Vilfredo wurde durch seine Verwundung nicht dienstuntauglich und nimmt heute in der italienischen Armee eine hohe Stellung ein.

E n d e.

Berliner Buchdruckerei Aktien-Gesellschaft. (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins.)